

tpi[•]-mainz.de
Theologisch-Pastorales Institut
für berufsbegleitende Bildung

Diözesen Fulda · Limburg · Mainz · Trier

50 **tpi**[•]

Jahresbericht **2020**
Jahresbericht 2020

Jahresbericht 2020

1. Inhaltsverzeichnis

1. Inhaltsverzeichnis.....	2
2. Ein Wort zuvor	3
3. Dr. Luisa Fischer - die neue Kollegin stellt sich vor.....	4
4. Das TPI	6
4.1. Strategische Ausrichtung	6
4.2. Personen	7
4.3. Finanzielle und räumliche Ausstattung	9
5. Kompetenzzentrum TPI	10
6. Leistungen	13
6.1. Veranstaltungen im Programmflyer	13
6.2. Interne Dienstleistungen	13
6.3. Kontakt zu den Trägerdiözesen und Präsenz bei Veranstaltungen	14
6.4. Externe Dienstleistungen.....	15
6.5. Netzwerke und Partnerschaften.....	15
6.6. Kooperationen 2020	16
6.7. Beratung.....	16
6.8. Kommunikation und Kurswerbung	17
7. Statistische Daten und Auswertungen 2020	18
8. Schweigen ist Silber, Erzählen ist Gold. Von der befreienden Deutlichkeit biblischen Erzählens	29
9. Erzählen und Erinnern. Handeln angesichts von Missbrauch in der Kirche.....	36
10. Lessons learned? Versuch einer Zwischenauswertung während der Corona-Pandemie	50
11. „ER bestimmt den Wechsel der Zeiten und Fristen“ (Dan 2,21) Thesen zur Pastoralen Fortbildung in Zeiten von Disruption und Transformation.....	58

2. Ein Wort zuvor

Es gibt Jahresangaben, die in der aufeinanderfolgenden Zählung eine echte Zäsur bedeuten. In Zukunft wird das Jahr 2020 als der Beginn der weltweiten Pandemie gekennzeichnet sein, die die Welt immer noch in Atem hält. Dieses Jahr hat die gesamte Arbeit in der Fortbildungslandschaft grundstürzend verändert und damit auch die Arbeit des TPI beeinflusst. Monatelanges Homeoffice, digitale Fortbildungsangebote, Treffen via Videotools: es gab jede Menge Neues zu lernen und anzuwenden. In kürzester Zeit erweiterten sich das Vokabular und die Praxis gewohnter Bildungsarbeit. Vieles davon wird bleiben, und das aus guten Gründen. In diesem Bericht geben vor allem die Statistik, der Beitrag „Lessons learned?“ und das Diskussionspapier „ER bestimmt den Wechsel der Zeiten und Fristen“ (Dan 2,21). Pastorale Fortbildung in Zeiten von Disruption und Transformation“ Einblicke in die Auswirkungen der Pandemie auf die Nutzung unserer Angebote und das Nachdenken über die Wirkungen aus praktisch-theologischer und organisatorischer Perspektive.

Gleich zwei Artikel widmen sich dem Erzählen und seiner Bedeutung für Verstehenszusammenhänge. Sr. DDR. Igna Kramp CJ hinterlässt uns zu ihrem Abschied am TPI ihre Reflexionen zur befreienden Deutlichkeit biblischen Erzählens, Dr. Regina Heyder greift die bedrängenden Missbrauchserfahrungen von Frauen auf. Beide Male bekommt das Erzählen eine Dimension von Wahrheitsfindung, die die Chance eröffnet, mit Erlebtem und Erfahrenem nicht alleine bleiben zu müssen.

Eine Kollegin verabschiedet sich, eine neue durften wir im TPI begrüßen. Der Vorstellungstext von Dr. Luisa Fischer findet sich gleich zu Beginn des Berichtes.

Das Kommen und Gehen im TPI wird uns auch die nächsten Jahre begleiten. Deshalb ist es wichtig ins Wort zu bringen, was an glückender gemeinsamer Arbeit im TPI möglich ist: im Team in der Großen Weißgasse in Mainz, im kollegialen Austausch mit den Verantwortlichen für Fortbildung in der Trägerdiözesen, in der Kooperation des Verwaltungsrates und im Gespräch mit dem delegierten Bischof Dr. Georg Bätzing. Das wertschätzende Arbeiten miteinander an dem großen Auftrag der Unterstützung der Pastoral bindet alles zusammen und beflügelt, in allen Veränderungsprozessen das Neue und Herausfordernde anzunehmen.

Allen ein großes Dankeschön, die zu diesem Werk ihren Beitrag leisten. Das gilt in besonderer Weise den Frauen und Männern, die sich auf unsere Kursangebote einlassen und sie mitgestalten.

Im Zugehen auf das 50jährige Jubiläum des TPI stimmt das zuversichtlich, dass die diözesenübergreifende Kooperation, für die das TPI steht, noch wachsen und gedeihen kann.

Dr. Christoph Rüdesheim, Leiter des TPI

3. Dr. Luisa Fischer - die neue Kollegin stellt sich vor



Mit großer Freude darf ich mich Ihnen als neue Dozentin mit halber Stelle am TPI seit dem 16. Juni 2021 vorstellen. Kirche als lernende Organisation gerade auch angesichts tiefgreifender Transformationsprozesse und Herausforderungen mitzugestalten, ist mir ein besonderes Anliegen. So freue ich mich auf meine neue Aufgabe und die damit verbundene Möglichkeit, die hauptamtlichen Mitarbeiter*innen der Trägerdiözesen bei den anstehenden Veränderungsprozessen zu begleiten und Ihnen Lernanlässe zu ermöglichen, das eigene pastorale Handeln theologisch zu reflektieren und spirituell zu fundieren.

Dazu will ich die durch meine wissenschaftlichen und ehrenamtlichen Tätigkeiten erworbenen Kompetenzen gerne einbringen. Zuletzt bin ich acht Jahre als Wissenschaftliche Assistentin in der Abteilung für Christliche Anthropologie und Sozialethik

der Katholisch-Theologischen Fakultät der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz tätig gewesen. Im Herbst 2021 werde ich gemeinsam mit einem Kollegen auch die Leitung der Hochschuldidaktischen Weiterbildung „Theologie lehren lernen“ für wissenschaftliche Nachwuchskräfte des Katholisch-Theologischen Fakultätentages und der Deutschen Bischofskonferenz übernehmen. Meine Lehrtätigkeit ist geprägt von dem Anliegen, Bildungsangebote ausgehend von den Lernenden lernprozess- und kompetenzorientiert zu gestalten, sodass sie aus dem tiefen Gefühl der Weltverbundenheit und Nächstenliebe für die Herausforderungen unserer Zeit sensibilisieren sowie zum Nachdenken und Handeln anregen. Gerade auch Weiterbildungsangebote für pastorale Mitarbeiter*innen müssen in diesem Sinne Zeit schaffen, um jenseits des Berufsalltags Lernen zu ermöglichen, d.h. auch zum Verstehen und Aneignen, zum Fehler und Umwege machen, zum Verwerfen und Diskutieren, zu Muße und Kontemplation sowie zur Entwicklung neuer Handlungsoptionen.

Im vergangenen Jahr wurde ich mit der Arbeit „Mehrgenerationenfamilie als Praxis. Eine qualitative Analyse der Herstellungsleistungen multilokaler Mehrgenerationenfamilien“ zur Dr. phil. promoviert. Die für meine Arbeit grundlegende Netzwerktheorie bringe ich gerne in die Kursarbeit im TPI ein, wird doch in vielen diözesanen Veränderungsprozessen auf eine Neuumschreibung des Begriffs „Pfarrei“ als Netzwerk gesetzt. Auch die darüber hinaus während meines interdisziplinären Hochschulstudiums der Soziologie, Theologie und Pädagogik erworbenen Kompetenzen werde ich gerne fruchtbar machen. Denn nicht zuletzt die Milieu- und Lebensweltenforschung haben in den letzten Jahren besonders deutlich gemacht, wie bedeutsam sozialwissenschaftliche Erkenntnisse für die Theologie und pastorale Praxis sind.

Reichhaltige Erfahrungen bringe ich außerdem aus der verbandlichen Jugendarbeit meines Heimatbistums Speyer, diözesaner und bundesweiter Gremien mit. So war ich in der letzten Periode Mitglied im ZdK und konnte als Vorsitzende des Katholikenrats im Bistum Speyer in den Jahren 2016-2020 auch durch die Arbeit in den Vernetzungsgremien „LAG Rheinland-Pfalz“ sowie „Konferenz Mitte-Südwest“ Einblicke in die Trägerdiözesen des TPI erhalten. Der Blick auf Ehrenamtliche und Gremien ist in einer Kirche, die ein Mehr an Teilhabe und

Selbstorganisation ermöglichen möchte, ein ganz bedeutsamer und wird die Anforderungen an die Akteur*innen im pastoralen Feld zukünftig stärker mitprägen, zur Veränderung von Berufsprofilen führen und dadurch Weiterbildungsbedarfe entstehen lassen.

Als ausgebildete Erlebnispädagogin freue ich mich auf neue Herausforderungen und nun vor allem darauf, gemeinsam mit den Nutzer*innen unserer Kurse auf manchmal auch ungewissen Pfaden und in einer Zeit der Disruption Kirchenentwicklung voranzutreiben.

4. Das TPI

4.1. Strategische Ausrichtung

Das Theologisch-Pastorale Institut ist als überdiözesanes Fort- und Weiterbildungsinstitut Dienstleister seiner vier Trägerdiözesen Fulda, Limburg, Mainz und Trier. Dies ermöglicht die passgenaue Planung und Durchführung von Fortbildungsmaßnahmen für die hauptamtlichen pastoralen Mitarbeiter:innen entsprechend den konkreten Bedarfen und in enger Kooperation mit den Diözesen.

Die überdiözesane Ausrichtung des TPI bündelt in Zeiten einer kleiner werdenden Gruppe hauptberuflicher Mitarbeiter:innen Kompetenzen und Ressourcen für die Fort- und Weiterbildung und die theologische Reflexion des pastoralen Arbeitsfeldes. Im überdiözesanen Rahmen können z. B. Fortbildungen durchgeführt werden, die für eine einzelne Diözese zu aufwändig wären oder nicht genügend frequentiert würden. Die Bündelung von Kräften wird noch verstärkt durch eine Vielzahl von Kooperationen des TPI mit anderen Einrichtungen (s. u. 5. 6.), mit denen weitere inhaltliche Felder, Teilnehmende und Referent:innen ins Spiel kommen, so dass davon alle Seiten profitieren.

Die überdiözesane Aufstellung des TPI ermöglicht aber auch, die Strukturentwicklungsprozesse der verschiedenen Diözesen und die sich daraus ergebenden Bedarfe im Blick zu haben und so Kompetenzzentrum für verschiedene Themen zu sein, die in diesen Kontexten an Bedeutung gewinnen. Hier ist an zentraler Stelle das Thema der lokalen Kirchenentwicklung zu nennen, das unter verschiedenen Namen in allen unseren Trägerdiözesen eine wichtige Rolle spielt. Hinzu kommt eine Reihe von Einzelthemen, die damit in Verbindung stehen, wie die Notwendigkeit einer neuen Orientierung der Pastoral im Sozialraum, einer Rollenveränderung des pastoralen Personals hin zu einer mehr begleitenden und ermöglichenden Praxis, einem neuen Verständnis des Ehrenamtes usw. Unbeschadet von Ungleichzeitigkeiten und unterschiedlichen Mentalitäten und diözesanen Kulturen lässt sich feststellen, dass die Umbrüche in den verschiedenen Diözesen im Großen und Ganzen ähnlich verlaufen. Daher lohnt es sich, Mitarbeiter:innen aus den Trägerdiözesen und weiteren Diözesen des deutschsprachigen Raumes gemeinsam fortzubilden, weil erfahrungsgemäß schon der Austausch zu Inspiration, Vernetzung und Synergieeffekten führt. Die einen, die in einer bestimmten Entwicklung „noch nicht so weit“ sind und die anderen, die „schon weiter“ sind, lernen voneinander, wie es gehen könnte, oder auch, wie es besser nicht geht; was die nächsten Fragen sein werden, und welche Folgen diese oder jene Entscheidungen in der aktuellen Situation haben. Der überdiözesane Austausch fördert unserer Erfahrung nach die Motivation der Hauptamtlichen, sich den Herausforderungen der gegenwärtigen Umbrüche zu stellen, schon deshalb, weil auch immer wieder Gelungenes, sozusagen „Best Practice“, miteinander geteilt wird. Dies ist von zentraler Bedeutung, denn die beste Strukturreform hilft nichts, wenn sie nicht vor Ort von den Mitarbeiter:innen mitgetragen und mit Leben erfüllt wird. Einander auf diesem Weg über die diözesanen Grenzen hinaus zu begegnen, wird häufig als sehr bestärkend erfahren.

Wiewohl das Jahresprogramm und die weiteren Dienstleistungen des TPI im Zentrum unserer Arbeit stehen, so geht sie doch wesentlich darüber hinaus. Denn insofern wir überdiözesan arbeiten, ist es uns in besonderer Weise möglich, auch zur theologischen Reflexion von aktuellen pastoralpraktischen Themen beizutragen. Dies geschieht in den Kursen selbst, in der Durchführung von Studientagen, aber auch in der Diskussion aktueller Themen im Dozent:innenteam, im Verwaltungsrat und Verwaltungsrat Plus und in unseren vielfältigen

Netzwerken. Wir pflegen über die konkrete Kursarbeit und unsere persönliche Anwesenheit in den meisten unserer Kurse die Nähe zur pastoralen Arbeit und den Mitarbeiter:innen, die sie tun. Wir reflektieren aber auch das Geschehen und betreiben als Dozent:innen des TPI gleichsam angewandte Theologie, insofern wir unsere Lehr- und Lernräume unmittelbar auf die aktuelle Situation der Kirche und ihrer Mitarbeiter:innen abstimmen. So stehen wir als Dozent:innen zugleich den pastoralen Mitarbeiter:innen und unseren Diözesen zur Seite und wirken mit am Weg der Kirche in die Zukunft.

Die genannten Entwicklungsprozesse erfordern immer wieder das Nachdenken über die strategische Ausrichtung des TPI. Auch als Fortbildungsinstitut müssen wir flexibel auf die Anforderungen reagieren können. 2018 hat der Verwaltungsrat Plus erstmals eine Klausur zur strategischen Ausrichtung durchgeführt, die 2019 bei einem Klausurtag fortgesetzt wurde. Von den Vereinbarungen, die getroffen wurden, seien insbesondere zwei genannt: Teilnehmende werden in zunehmendem Maße verantwortlich für die Gestaltung ihrer Fortbildung. Ein Format, das dies ermöglicht, ist das sogenannte Barcamp, das 2020 erstmals digital durchgeführt wurde und auch künftig weiterhin aufgegriffen werden soll. Hier sind potenzielle alle Teilgebende; alte Hierarchien des Lernens lösen sich auf. Die zweite Vereinbarung sah vor, ab 2021 die Zahl der im Programmflyer veröffentlichten Kurse zu reduzieren, so dass etwa ein Drittel der Ressourcen des Dozententeams kurzfristiger für Fortbildungsbedarfe zur Verfügung steht. Die Covid-19-Pandemie hat das TPI in diesem Prozess überrascht – einen Teil der freien Kapazitäten benötigen wir, um einzelne Kursmodule, die 2020 nicht durchgeführt werden konnten, nachzuholen.

Der Weg der Kirche in die Zukunft wird auch ein digitaler Weg sein: Schon am 1. April 2020 haben wir einen ersten digitalen Studientag zum Thema Kompetenzorientierung angeboten, der von zahlreichen Fortbildner:innen aus dem Bundesgebiet besucht wurde. Das TPI hat sich damit innerhalb der kirchlichen Bildungslandschaft sehr frühzeitig als Trendsetter erwiesen. Die Kompetenzen für digitale Bildungen haben wir im Jahr 2020 kontinuierlich ausgebaut und waren dadurch ein gefragter Kooperationspartner; auch für interne Dienstleistungen für unsere Trägerdiözesen.

4.2. Personen

Die **Bischöfe der Trägerdiözesen** des TPI beauftragen einen Bischof aus ihren Reihen mit der Begleitung des Instituts. Er soll die Erwartungen der Bischöfe in das TPI einbringen und den Organen des Instituts als bischöflicher Gesprächspartner zur Seite stehen. Im Berichtszeitraum 2020 nahm der Bischof von Limburg, Dr. Georg Bätzing, diese Delegation wahr.

Das **Dozent:innenteam des TPI** setzte sich 2020 wie folgt zusammen: Seit dem 1. September 2015 ist **Pastoralreferent Dr. Christoph Rüdesheim** (Mainz) mit der Leitung des TPI betraut, in dem er als Dozent bereits seit 2004 mit einer Vollzeitstelle arbeitet. Vom 1. März 2015 bis zum 31. Januar 2021 wirkte **Sr. DDr. Igna Kramp CJ** (Limburg) ebenfalls in Vollzeit im Team des TPI mit; sie hat einen Stellenwechsel ins Bistum Fulda vorgenommen. Vom 1. Januar 2016 bis zum 31. Januar 2021 war **Dr. Regina Heyder** (Trier) mit halber Stelle Dozentin des TPI; zum 1. Februar 2021 ist sie mit ganzer Stelle Dozentin (Limburg).

Dr. Christoph Rüdesheim ist Pastoraltheologe und geht der Fragestellung nach, wie sich in verändernden Kontexten das Evangelium vom Leben je neu ausprägt. Dabei gilt es, die Lebenssituationen von Menschen im Blick zu haben, den gesellschaftlichen Dynamiken nachzugehen und das kirchliche Handeln in unterschiedlichen Feldern darauf zu beziehen. Unterstützt wird diese Arbeit durch verschiedene Beratungsformate (Geistliche Begleitung,

Systemische Organisationsberatung, Teamentwicklung und Coaching), eigene Erfahrungen auf den unterschiedlichen kirchlichen Handlungsebenen (Gemeinde und Schule, Bistum, Dekanat) und wissenschaftliche Reflexion dieser Erfahrungen.

Dr. Regina Heyder hat sich für ihre Promotion in Dogmatik mit der Theologie- und Exegetikgeschichte des 12. Jahrhunderts befasst. Seitdem arbeitet sie wissenschaftlich zur Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts, insbesondere zum Zweiten Vatikanischen Konzil und zu Katholikinnen. Diese Forschungsschwerpunkte sensibilisieren sie einerseits für Rezeptionsprozesse und Fragen der biblischen Hermeneutik, andererseits dafür, wie Christinnen und Christen als Einzelne oder als Gemeinschaft ihre Identität unter Rückgriff auf die christlichen Traditionen ausbilden. Ihr ist eine theologische Interpretation der Veränderungsprozesse in den Ortskirchen wichtig, die institutionelle und biographische Erfahrungen wertschätzend und vor allem zukunftsorientierend in den Blick nimmt. Es ist ihr ein Anliegen, gesellschaftspolitische Entwicklungen kritisch und konstruktiv zu begleiten und so „Kirche in der Welt von heute“ zu leben. Zu ihren Aufgabenschwerpunkten gehört die Fortbildung von Priestern der Weltkirche. Seit dem Jahr 2019 absolviert Dr. Heyder bei BTS Mannheim eine Coaching-Ausbildung.

Sr. DDr. Igna Kramp CJ ist Exegetin und beschäftigt sich mit der theologischen und spirituellen Erschließung der biblischen Texte des Alten und Neuen Testaments für heutige Leserinnen und Möglichkeiten der Vertiefung durch bibelpastorale Methoden. Sie ist Bibliologin und Bibelerzählerin und in der Trainerinnenausbildung im Bibelerzählen. Ihr zweiter Schwerpunkt neben der Exegese ist die Ignatianische Spiritualität. 2017-2019 hat sie bei den Jesuiten in der Schweiz und an der Universität Fribourg einen Master of Advanced Studies in Exerzitien und Geistlicher Begleitung absolviert. Seit dem 1. Februar 2021 leitet sie den „Entwicklungsbereich Geistliche Prozessbegleitung“ im Bistum Fulda.

Das Sekretariat liegt in den Händen von **Martina Höding** (Stellenumfang 75%), sie ist in erster Linie für die finanzielle Abwicklung der Kurse und die Buchführung zuständig und somit Ansprechpartnerin für alle finanziellen Angelegenheiten, und von **Rosemarie Brodhäcker** (50%), welche vor allem die Kursorganisation verantwortet.



Christoph Rüdeseim, Regina Heyder, Martina Höding, Rosemarie Brodhäcker, Sr. Igna Kramp CJ

Dem **Verwaltungsrat** gehörten 2020 an:

1. **Carola Daniel**, Stellvertretende Dezernentin im Dezernat Personal im Bischöflichen Ordinariat Mainz (**seit 4.7.2019**), **seit 18.2.2020 stellvertretende Vorsitzende des Verwaltungsrates**
2. **Georg Franz**, Personaldezernent im Bischöflichen Ordinariat Limburg (**seit 1.7.2017**)
3. **Marcus Henning**, kommissarischer stellvertretender Abteilungsleiter 2A Pastorales Personal im Bischöflichen Generalvikariat Fulda (**seit 15.12.2019**).
4. **Dr. Thorsten Hoffmann**, Stellvertretender Direktor des Strategiebereichs „Personalplanung und -entwicklung“ im Bischöflichen Generalvikariat Trier (**seit 8.4.2020**), **seit 30.4.2020 Vorsitzender des Verwaltungsrates**
5. **Dr. Christoph Rüdeshiem**, Leiter des TPI

In Zusammenhang mit der Programmplanung tagt der erweiterte Verwaltungsrat (**Verwaltungsrat Plus**). Zu ihm gehören außer den Mitgliedern des Verwaltungsrates und den beiden Dozentinnen zusätzlich:

1. **Martin Kipp**, Sachgebietsleiter für Personalentwicklung im Bistum Fulda
2. **Pastoralreferent Stephan Menne**, Leiter der Abteilung Personalentwicklung und -förderung im Bistum Limburg
3. **Pastoralreferentin Dr. Claudia Sticher**, Leiterin der Abteilung Fortbildung und Beratung im Bistum Mainz

4.3. Finanzielle und räumliche Ausstattung

Das TPI erhielt für seine Kurse und Dienstleistungen von Seiten der Trägerdiözesen für das Jahr 2020 neben der Erstattung der anteiligen Personalkosten rund 78.000 € als Sachkostenzuschuss.

Die Geschäftsstelle des TPI befindet sich in der Großen Weißgasse 15 in Mainz. Die Kurse und Veranstaltungen des TPI finden in der Regel in Bildungs- und Tagungshäusern seiner Trägerdiözesen oder anderer kirchlicher Träger vor allem im erweiterten Rhein-Main-Gebiet statt.

5. Kompetenzzentrum TPI

Das TPI ist aufgrund seiner überdiözesanen Ausrichtung ein Kompetenzzentrum für all jene Themen der Pastoral, die nicht spezifisch für eine bestimmte Diözese sind, sondern die kirchliche Situation und pastorale Landschaft in Deutschland prägen. Aktuell ist hier insbesondere die lokale Kirchenentwicklung zu nennen. Deshalb haben wir in diesem Bereich einen deutlichen Themenschwerpunkt, der in den kommenden Jahren weiter entfaltet werden soll.

Lokale Kirchenentwicklung bedeutet, dass pastorale Arbeit vor Ort sich erstens verändert und entwickelt, und dass zweitens diese Entwicklung auf die konkrete Situation vor Ort abgestimmt sein muss. Veränderungen von Zeit, Ort und Umständen erfordern auch eine stetige Entwicklung in der pastoralen Arbeit. Es kann nicht an allen Orten und zu allen Zeiten und Umständen einfach in gleicher Weise vorgegangen werden. Deshalb ist immer weniger vorhersehbar, wie Pastoral der Zukunft sein wird. Von daher bedarf es einer hohen Bereitschaft und Kompetenz bei den pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die aktuelle Situation vor Ort wahrzunehmen, jeweils darauf einzugehen, das eigene Tun zu reflektieren und im weiteren Verlauf wiederum anzupassen. Daraus ergeben sich auch veränderte Bedarfe für die Fortbildung. Es genügt eben nicht mehr, einmal ausgebildet zu sein und sich hauptsächlich dann fortzubilden, wenn eine konkrete Veränderung dies erfordert. Die Fortbildung wird einerseits wichtiger, weil Veränderung der Normalfall ist. Zum anderen kann es nur noch zu einem Teil darum gehen, adäquate Fortbildungen für bestimmte neue Aufgaben und Situationen anzubieten. Zum größten Teil muss es dagegen wohl darum gehen, an einem ständigen eigenen Fortbildungsprozess des hauptamtlichen pastoralen Personals mitzuwirken und es in seiner immer größeren Selbststeuerung und Selbstwirksamkeit in diesem Prozess zu unterstützen. Je weniger klar ist, wie sich das berufliche Feld der Pastoral entwickelt, desto mehr Eigenkompetenz der Mitarbeiter:innen, darin souverän und gewandt unterwegs zu sein, ist erforderlich. Aus diesem Grund sehen wir eine sehr wichtige Aufgabe des TPI darin, einerseits ganz praktisch den pastoralen Mitarbeiter:innen in dieser Entfaltung ihrer Kompetenzen zur Seite zu stehen, andererseits aber auch mit unseren vier Trägerdiözesen darüber zu reflektieren, welche Kompetenzen grundsätzlich für die Pastoral notwendig sind, wie sie erworben und gestärkt werden können, und wie die Aus- und Fortbildung passgenau daraufhin konzipiert und angeboten werden kann.

Manchmal führt eine starke Infragestellung auch zu einer tieferen Reflexion. Die vielen Krisen der Kirche stellen uns wesentlich die Frage: Wozu sind wir da? Und wie kann das, wozu wir da sind – Menschen mit Gott in Berührung zu bringen, bzw. ihnen dazu zu helfen, ihn zu suchen und zu finden – im Sein und Tun der Kirche vor Ort für möglichst viele, ja (grundsätzlich) alle Menschen sichtbar oder besser noch erfahrbar werden? Hier können wir von Situationen lernen, in denen die Erfahrung der Krise bereits zu einer Profilschärfung geführt hat. Mit Blick auf die Kompetenzorientierung ist aktuell die reformierte Kirche in der Schweiz ein hilfreiches Beispiel. Hier haben sich die zahlreichen reformierten Kirchen in einem umfangreichen Prozess auf ein überzeugendes Kompetenzstrukturmodell für den Pfarrerberuf geeinigt. Kompetenz wird darin wie folgt definiert: „Wissensbasiertes Handeln wird zum Globalziel eines Studiums. Am Ende der Ausbildung stehen Persönlichkeiten, die sich in offenen, unüberschaubaren, komplexen und dynamischen Situationen selbst organisiert und kreativ zurecht finden und für noch nie dagewesene Probleme Lösungen finden.“ Solche Persönlichkeiten braucht es auch in der heutigen Pastoral der katholischen Kirche, ganz besonders für die lokale Kirchenentwicklung. Unbeschadet konfessioneller Verschiedenheiten bezüglich der pastoralen Berufe ist das Schweizer Kompetenzstrukturmodell auch für unsere

Arbeit als katholische Fortbildner:innen sehr inspirierend. Es regt uns nicht zuletzt dazu an, gemeinsam mit unseren Trägerdiözesen eine klare Vorstellung von den Kompetenzen zu entwickeln, die aktuell in den pastoralen Berufen notwendig sind, um so an einer Profilschärfung mitzuwirken, die sowohl der Ausbildung als auch der Fortbildung und insgesamt der Personalentwicklung der Diözesen zuträglich ist.

Das Schweizer Kompetenzstrukturmodell umfasst fünf Kompetenzfelder, wobei das erste als einerseits grundlegend, andererseits alle anderen umfassend angesehen werden muss: 1. Glaubwürdig leben (Leben aus dem Evangelium, Berufsidentität, Selbstmanagement); 2. Lösungen entwickeln (Theologische Reflexion, Kreativität); 3. Beziehungen gestalten (Beziehung und Empathie, Team- und Konfliktfähigkeit); 4. Ergebnisse erbringen (Ziel- und Ergebnisorientierung, Planung und Organisation); 5. Einfluss nehmen (Leitung, Auftritt und Repräsentation, Kommunikation). Die Benennung von Kompetenzen, die in unseren Kursen erworben werden können, hilft zur Transparenz und für die Auswahl der Kurse von Seiten der Mitarbeiter:innen wie der Personalverantwortlichen in den Trägerdiözesen.

Die genannten Schwerpunkte sind aber auch nicht von ungefähr bedeutsam für die Ausrichtung des TPI. Vielmehr erfordert eben gerade die kirchliche Umbruchssituation, in der wir uns befinden, alle diese Kompetenzen, ganz besonders aber die Kompetenzfelder 1 und 2. Das erste Feld ist sowieso grundlegend, insofern es um das Leben aus dem Evangelium geht. Daran muss sich die Qualität von diözesanen Entwicklungsprozessen grundsätzlich messen lassen. Das ist ja auch im Bewusstsein, insofern insbesondere eine biblische Grundlegung, aber auch eine möglichst geistliche Vorgehensweise vielfach eingefordert wird. Dies ist auch wesentlich für die Kurse im TPI, um an dieser Fundierung der diözesanen Veränderungsprozesse mitzuwirken. Aber auch die weiteren Teilbereiche von Feld 1 spielen darin eine große Rolle: Die Berufsidentität der pastoralen Mitarbeiter:innen steht in der aktuellen Umbruchszeit besonders auf dem Prüfstand, und ohne eine Rollenveränderung hin zu weniger Selbsttun und mehr Begleitung anderer wird sich die Kirche der Zukunft nicht entwickeln können. Je weniger wir jetzt schon sagen können, wie die Kirche und die Pastoral der Zukunft sein werden, desto wichtiger wird der Prozess, der uns dahin führt. Um ihn lebendig zu halten, braucht es neben den in Feld 1 genannten grundlegenden Kompetenzen Kreativität, aber auch die Fähigkeit zur theologischen Reflexion des eigenen Tuns und des Gesamtprozesses vor Ort oder auch in der Diözese und darüber hinaus. So bewegen wir uns im TPI auch mit unserem zweiten Schwerpunkt am Puls der Umbruchsprozesse, in denen die Kirche der Zukunft wird.

Im April 2020 hat das TPI einen Studientag zur Kompetenzorientierung mit Verantwortlichen aus seinen vier Trägerdiözesen und Gästen aus weiteren Diözesen durchgeführt. Die Veranstaltung fand regen Zuspruch, obwohl oder vielleicht auch weil sie in den ersten Corona-Lockdown fiel und digital durchgeführt wurde. Ziel der Veranstaltung war es, in Puncto Kompetenzorientierung ein gemeinsames Vorgehen unserer Trägerdiözesen in Aus- und Fortbildung sowie Personalentwicklung anzustoßen. Der Studientag hat nach unserer Wahrnehmung zur Weiterarbeit in den Diözesen angeregt, wie wir bei einem Follow-up dazu feststellen konnten, das wir am 3. September 2020 angeboten haben. Insbesondere im Bistum Limburg wird intensiv an dem Thema gearbeitet. Für die Zukunft erhoffen wir uns allerdings auch, dass es noch mehr überdiözesane Verständigung gibt, so dass wir unser Profil im Sinne einer gemeinsamen Perspektive der Trägerdiözesen in Puncto Kompetenz weiter schärfen können.

Lokale Kirchenentwicklung war im vergangenen Jahr auch digitale Kirchenentwicklung. Wir haben kontinuierlich die Möglichkeiten digitaler Fortbildung ausgebaut und dabei die

Erfahrung gemacht, dass weit mehr möglich ist zunächst gedacht. Hier war das TPI immer wieder ein gefragter Gesprächspartner, wobei die Covid-19-Pandemie für uns eine Entwicklung beschleunigt hat, auf die wir schon frühzeitig mit der Lernplattform Moodle und der Konzeption des ELEQUA-Kurses gesetzt haben. Künftig werden mehr digitale Angebote und mehr Blended-Learning-Angebote in unserem Programm zu finden sein.

6. Leistungen

6.1. Veranstaltungen im Programmflyer

Den Kern der Leistungen des Theologisch-Pastoralen Instituts bilden die grundsätzlich überdiözesan ausgerichteten Kurse und Maßnahmen, wie sie im Programmflyer sowie auf der Homepage des TPI ausgewiesen sind. Die Themen werden in enger Absprache mit den Personalentwicklungs- und Fortbildungsinstitutionen der Trägerdiözesen Fulda, Limburg, Mainz und Trier festgelegt.

6.2. Interne Dienstleistungen

Als „Interne Dienstleistung“ sind alle inhaltlichen Impulse, Veranstaltungen, Kurse u.ä. definiert, die zusätzlich zu den im Programm ausgeschriebenen Veranstaltungen vom TPI verantwortet werden. Dafür werden keine Honorare gefordert. Folgende Interne Dienstleistungen wurden im Berichtsjahr 2020 erbracht:

Fulda

ID 19-10-3 – 8	Geistliche Begleitung im Bistumsprozess (DDr. Kramp CJ) 6.5.; 23.6.; 27.8.;14.1.2020 Klausurtag der Geistlichen Begleiter-innen der Fachgruppen im Bistumsprozess 4 x 1 Tag 8.6.2020 Bischofsgespräch mit den Geistlichen Begleiter-innen der Fachgruppen 17.–18.1.2020 Klausurtag der Geistlichen Begleiter-innen und Leiter der Fachgruppen im Bistumsprozess 2 Tage
ID 20-09-1 – 2	Geistliche Prozessbegleitung Priesterrat 1 x 2 und 1 x 1 Tage (DDr. Kramp CJ)
ID 20-18	8.12.2020 Konzeptworkshop, 1 Nachmittag (DDr. Kramp CJ)
ID 19-12-2+3	24.1.; 19.2.2020 Fachgruppe Führen und Leiten 2 x 1 Tag (Dr. Heyder) 31.3.; 21.4.; 14.5. jeweils 2 Stunden Videokonferenz Fachgruppe Führen und Leiten (Dr. Heyder)
ID 19-12-4 – 7	29.–30.5.; 26.–27.6.; 20.8.; 1.9.2020 Fachgruppe Führen und Leiten, 2 x 2 Tage und 2 x 1 Tag (Dr. Heyder)

Limburg

ID 20-11	4.11.2020	Studientag der Kapläne, 1 Tag (Dr. Rüdeseim)
----------	-----------	--

Mainz

ID 20-16	16.12.2020	Gruppe Priester der Weltkirche zum Thema Ermöglichungspastoral, 1 Vormittag Videokonferenz (Dr. Heyder)
ID 19-02-2	2.–4.3.2020	Leiten und Gestalten Modul II, 3 Tage (Dr. Rüdeseim)

- ID 19-02-3 22.–24.9.2020 Leiten und Gestalten Modul III, 3 Tage (Dr. Rüdesheim)
- ID 20-04 27.1.2020 Dekanatsrekollektio Seligenstadt, Schmerlenbach, 1 Tag (DDr. Kramp CJ)
- ID 20-05 5.3.2020 Recollectio Dekanat Gießen, 1 Tag (DDr. Kramp CJ)
- ID 20- Geistliche Begleitung von Seminaristen des Mainzer Priesterseminars, in Summa über das Jahr ca. 2 Tage (DDr. Kramp CJ)
- ID 20-13 22.10.2020 Biblische Auftaktveranstaltung für den Leitungskurs für Priester in Engelthal, 1 Nachmittag (DDr. Kramp CJ)

Trier

- ID 20-12 12.–13.11.2020 Jahrestagung der Pastoralreferent-innen, 2 Tage (Dr. Rüdesheim)
- ID 20-15 14.9.2020 Jahrestagung der Gemeindefeferent-innen, 1 Tag (Dr. Rüdesheim)
- ID 20-14 25.–27.11.2020 Qualifizierungsmodul Diakonische Kirchenentwicklung, 3 Tage (Dr. Rüdesheim)
- ID 20-17-1 4.-5.2.2020 Recollectio Dekanat Westeifel, 1 Tag (DDr. Kramp CJ)
- ID 20-03 5.12.2020 Theotalk in Schweich, 1 Tag (Dr. Heyder)

Alle Trägerdiözesen

- ID 20-06-1 – 4 8.6.; 15.6.; 22.6.; 29.6.2020; Pastoral in Corona-Zeiten, 4 x 2 Stunden Videokonferenz (Dr. Rüdesheim)
- ID 20-02-1 1.4.2020 Studientag Kompetenzorientierung (alle Dozent-innen)
- ID 20-02-2 3.9.2020 Follow-up Kompetenzorientierung Videokonferenz (alle Dozent-innen)

Mehrere Diözesen, darunter auch Trägerdiözesen

- ID 20-10 09.03.2020 Konferenz der Mentoren und Ausbildungsleiter Südwest, 1 Tag (Dr. Rüdesheim)
- ID 20-01 29.09.2020 Bundeskonferenz der Mentoren und Ausbildungsleiter

6.3. Kontakt zu den Trägerdiözesen und Präsenz bei Veranstaltungen

Soweit die Mitarbeitenden des TPI über wichtige diözesane Veranstaltungen informiert werden, versuchen sie diese auch wahrzunehmen und damit den Kontakt zur Diözese und den Verantwortlichen und den Berufsgruppen zu stärken. In 2020 waren Dozent-innen des TPI bei den Jahrestagungen Gemeindefeferent-innen und Pastoralreferent-innen im Bistum Trier sowie bei der Präsentation der Fachgruppenergebnisse im Bistum Fulda eingebunden.

6.4. Externe Dienstleistungen

Als „Externe Dienstleistung“ sind alle inhaltlichen Impulse, Veranstaltungen, Kurse u. ä. definiert, die von den Dozent:innen gegen Honorar in anderen Diözesen geleistet werden. Zu dieser Kategorie gehörten in 2020:

ED 20-01 30.6–1.7. Exegesekurs zur Johannesoffenbarung für Pastoralreferent:innen aus dem Bistum Regensburg, DDr. Igna Kramp CJ

6.5. Netzwerke und Partnerschaften

Das TPI unterhält mit folgenden Institutionen Netzwerke und Partnerschaften:

1. Fort- und Weiterbildung Freising (im Auftrag der Erzdiözese München-Freising für den Bereich der Bayerischen Bischofskonferenz). Es findet ein jährlicher Austausch zwischen den Instituten statt, und es werden auch immer wieder gemeinsame Projekte geplant (z. B. ELEQUA, Bibelqualifizierung, etc.).
2. Netzwerk „Lebensraumorientierte und milieusensible Pastoral“ der Dekanate bzw. Diözesen Mainz-Stadt, Trier, Luxemburg, St. Gallen, Luzern
3. Internationales Netzwerk Bibliolog
4. Bibelforum Osnabrück
5. Michaeliskloster Hildesheim (Ausbildung Bibelerzählen)
6. Katholisches Bibelwerk Stuttgart
7. Bundeskonferenz Kirchliche Organisationsberatung
8. Konferenz der Ausbildungsinstitute für Kirchliche Organisationsberatung
9. Institut für Personalberatung, Organisationsentwicklung und Supervision der EKHN (IPOS)
10. Adelheid Stein Institut für sozialtherapeutisches Rollenspiel
11. Konferenz für berufsbegleitende Fortbildung für pastorale Berufe (KBF) und Südwestkonferenz der KBF
12. Vertretung der Konferenz für berufsbegleitende Fortbildung für pastorale Berufe (KBF) im Beirat der Arbeitsgemeinschaft für Pastoraltheologie (Dr. Rüdesheim)
13. Fortbildungsakademie des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg (FAK)
14. Planungsgruppe „Diakonie im Sozialraum“ (Verbund der Diözesen Limburg, Bamberg und Aachen mit der FAK des DCV)
15. Hochschule Sankt Georgen (JProf. Specker SJ Kurs Christlich-Islamischer Dialog; Prof. Beck Studiengang Medien)
16. Christlich-Islamisches Begegnungs- und Dokumentationszentrum der DBK CIBEDO (Kurs Christlich-Islamischer Dialog)
17. Theologische Fortbildung Rut / Institut für Weltkirche und Mission (IWM) (P. Tobias Keßler CS)
18. Institut für Lehrerfortbildung des Landes Rheinland-Pfalz und des Saarlandes

19. Pädagogisches Zentrum der Bistümer des Landes Hessen
20. RUACH – Fortbildungsinstitut der Ordensleute (Sr. Margareta Gruber OFM)
21. KAMP, Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral, Erfurt
22. Bundesforum Katholische Seniorenarbeit Regionalgruppe Südwest
23. Zentralkomitee der Katholiken, Arbeitskreis Theologie-Pastoral-Ökumene
24. Zentrum Ökumene EKHN/EKKW
25. 3. Ökumenischer Kirchentag 2020

6.6. Kooperationen 2020

Das TPI hat 2018-2020 und 2019-2021 zusammen mit dem Katholischen Bibelwerk, der Fort- und Weiterbildung Freising und dem Bibelforum Osnabrück jeweils einen **bibelpastoralen Grundlagenkurs** mit dem Titel „Ein Wort wie Feuer“ ausgeschrieben. Der Kurs war jeweils sofort ausgebucht. Da momentan zwei Kurse parallel zueinander laufen und ein dritter zu viel wäre, startet ein nächster Kurs 2021-2023.

In Kooperation mit RUACH, dem Fortbildungsinstitut der Orden, wurde auch 2020 wieder ein Kurs angeboten, in dem ein **aktuelles Thema der Pastoral mithilfe der ignatianischen Spiritualität** näher in den Blick genommen wurde. Diesmal gab es mit K 20-14 „...dann bleibst Du der Aufgabe gewachsen!“ (Ex 18,23) einen Kurs zum Rollenwandel in den pastoralen Berufen. Der Kurs wurde gut angenommen, musste aber, da für so ein Thema Präsenz erforderlich ist, aufgrund der Corona-Pandemie verschoben werden. Er findet nun in 2021 als K 21-17 statt und ist bereits ausgebucht.

Im Auftrag der Konferenz für berufsbegleitende Fortbildung (KBF) ist das TPI in der Trägerschaft des Kurses „ELEQUA – Theo lernt online“. Hier kooperieren wir mit der Clearingstelle Medienkompetenz der Deutschen Bischofskonferenz (Prof. Andreas Büsch). An diesem Kurs nehmen Fortbildner:innen aus 7 Diözesen und 2 Landeskirchen teil.

In 2020 haben sich Verantwortliche aus der Erzdiözese Freiburg und den Diözesen Limburg und Trier gemeinsam mit dem TPI zusammengefunden, um eine Qualifizierung für Pionering durchzuführen. An dem Projekt nehmen auch Personen aus den Diözesen Mainz und Speyer teil.

6.7. Beratung

Das Leistungsspektrum des TPI im Feld „Beratung“ ist vielfältig:

- Wir verstehen Fortbildung als Beratung zur Selbstentwicklung von Personen und Organisationen. Mit einem konstruktivistisch-systemischen Hintergrund setzen wir dabei auf die Motivation der Teilnehmenden und ihre Ressourcen, die sie für personale und organisationale Veränderungsprozesse einsetzen können.
- Wir bieten in Ergänzung zur Beratung der pastoralen Mitarbeiter:innen in den Trägerdiözesen Fortbildungsberatung an.
- Wir beraten Kolleg:innen aus allen pastoralen Berufsgruppen, die uns zur Gestaltung und Durchführung von Veranstaltungen anfragen.

- Wir geben gerne Menschen, die unseren wissenschaftlichen Hintergrund für eigenes Studium und Vertiefung nutzen möchten, Auskunft über wichtige Literatur und Einblicke in den Fachdiskurs.
- In einzelnen Kursen gibt es Phasen supervisorischer und kollegialer Fallarbeit, in die wir unsere Kompetenzen einbringen.
- Im Rahmen unserer zeitlichen Ressourcen übernehmen wir auf Anfrage Geistliche Begleitung von Einzelnen und Teams, Coaching oder Teambegleitung.
- Hin und wieder werden größere Organisationsberatungsprojekte, die nicht von den Berater:innen der betreffenden Diözese bearbeitet werden können, an das TPI herangetragen (z.B. Ordensberatung, größere Kooperationsprojekte).

6.8. Kommunikation und Kurswerbung

Es ist für uns eine große Herausforderung, in der breit angelegten Informationslandschaft von unseren möglichen Kursteilnehmer:innen als relevant wahrgenommen zu werden. Diese Aufgabe können wir nur gemeinsam im Verbund mit den Trägerdiözesen bewältigen. Folgende Werbemedien, Lerninstrumente und Kommunikationsprozesse sind für uns hier bedeutsam:

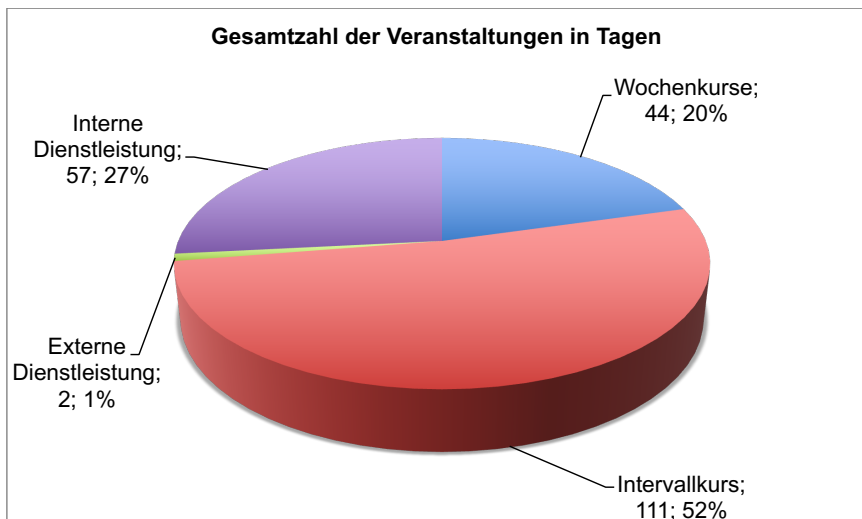
- Jährlich erstellen wir einen **Flyer**, der an alle Hauptamtlichen der Trägerdiözesen und darüber hinaus auch in der Diözese Speyer verteilt wird. Auch die Teilnehmer:innen an den Kursen des Vorjahres erhalten den Flyer als persönliche Post.
- Einzelne Kurse, bei denen uns dies sinnvoll erscheint, bewerben wir zusätzlich mit einem **Einzelflyer**, der mithilfe einer professionellen Vorlage zeitnah und kostengünstig erstellt werden kann.
- Auf unserer **Homepage** www.tpi-mainz.de stehen die ausführlichen Kursbeschreibungen. Über diese Seite geht auch ein Großteil der elektronischen Anmeldungen ein. Die Seite wird jährlich dem aktuellen Design des Flyers angepasst. Unser Sekretariat übernimmt das Einstellen der Kurse.
- In der **Signatur** unserer Mails machen wir auf die anstehenden Kurse aufmerksam, wobei deren Titel jeweils mit den entsprechenden Seiten unserer Homepage verlinkt sind.
- Im sozialen Netzwerk **Facebook** haben wir eine eigene Seite für das Institut eingerichtet, mit der wir über 500 Personen schnell erreichen. Hier können wir sehr gezielt Kursausschreibungen einstellen und auf diesem Weg Aufmerksamkeit für unsere Arbeit wecken.
- Über die **Amtsblätter** unserer Diözesen werben wir ebenfalls für unsere Kurse.

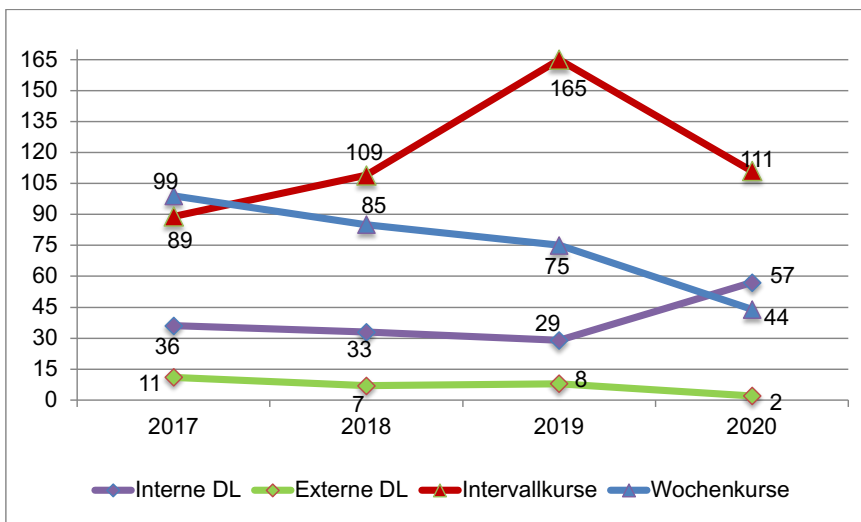
Zusätzlich zu diesen Werbemaßnahmen ist die kontinuierliche und intensive Kommunikation mit den Vertretern unserer Trägerdiözesen unabdingbar. Auf diesem Weg können Themen von gemeinsamem Interesse gut im Blick behalten und bearbeitet werden. Unsere Kurse können als passgenaue Dienstleistung für die Trägerdiözesen geplant und durchgeführt und von ihnen strategisch genutzt werden.

7. Statistische Daten und Auswertungen 2020

Die statistische Auswertung unserer Arbeit des vergangenen Jahres 2020 zeigt, dass es für uns ein vergleichsweise gutes Jahr war, obwohl sich im Vergleich zur Statistik der Vorjahre signifikante Verschiebungen ergeben. Die Corona-Pandemie hat phasenweise Präsenzveranstaltungen unmöglich gemacht, was sich vor allem bei der geringeren Zahl von Wochenkursen bemerkbar macht. Wir haben frühzeitig auf die Pandemie reagiert und bereits im April 2020 erste digitale Formate angeboten. So war es möglich, in der gegebenen Situation unserem Auftrag als Institut für Fort- und Weiterbildung nachzukommen. Zum Teil hat uns die Pandemie zusätzliche bzw. „andere“ Teilnehmende beschert, da Hauptamtliche vor allem am Anfang der Pandemie insgesamt mehr Freiräume hatten. Teilnehmende, die normalerweise aus familiären Gründen keine mehrtägigen Fortbildungen besuchen, konnten digital durchgeführte Veranstaltungen – zum Teil noch relativ spontan – leichter wahrnehmen. Hinzu kommt, dass wir auch durch „digitalen Support“ vermehrt in interne Veranstaltungen unserer Trägerdiözesen involviert waren.

Diagramme 1 und 2





Die Diagramme 1–2 zeigen deutlich die Auswirkungen der Corona-Pandemie auf die Durchführung und den Besuch unserer Veranstaltungen. Während die Veranstaltungstage für Intervallkurse dem Durchschnitt der vergangenen Jahre entsprechen, haben die Veranstaltungstage bei Wochenkursen im Corona-Jahr stark abgenommen. Geschuldet ist dies dem Shutdown im Frühjahr und einem volatileren Anmelde- und Teilnahmeverhalten, z. B. bei Teilnehmenden aus Risikogruppen. Offenkundig ist die Teilnahme an Intervallkursen mit einem definierten Fort- oder Weiterbildungsziel sowie einem vereinbarten Personaleinsatz (z.B. Beerdigungsdienst, Geistliche Begleitung, Pfarrer in den ersten Dienstjahren) stabiler als jene bei Wochenkursen. Gleichzeitig ist zu bemerken, dass wir 2020 insgesamt 214 Veranstaltungstage durchgeführt haben. Das sind nur 9 % weniger als in den Jahren 2017 und 2018 mit jeweils rund 235 Veranstaltungstagen und 23 % weniger als im Spitzenjahr 2019.

Signifikant ist die Zunahme bei den internen Dienstleistungen, die 2020 etwas mehr als ein Viertel der Veranstaltungstage ausmachten. Hier sind auch interne Veranstaltungen der Trägerdiözesen – mit zum Teil hohen Teilnehmendenzahlen – zu nennen, bei denen das TPI in der Coronazeit digitale Unterstützung geleistet hat. So entfallen 28 % der Veranstaltungstage, aber 49 % der Teilnehmenden auf die Dienstleistungen (Diagramme 3 und 4).

Diagramm 3 und 4

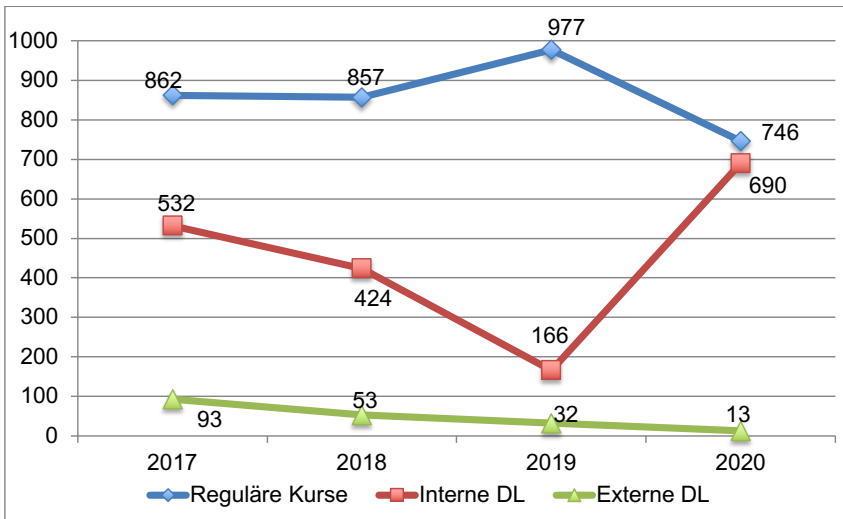
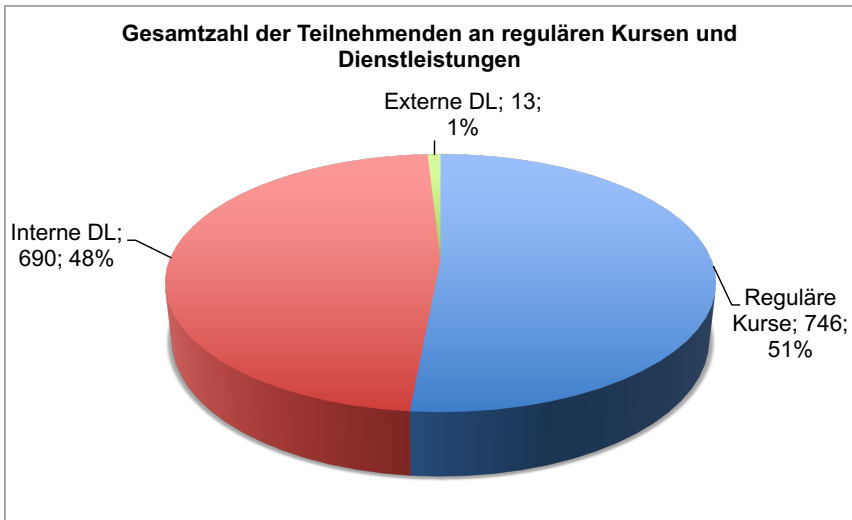
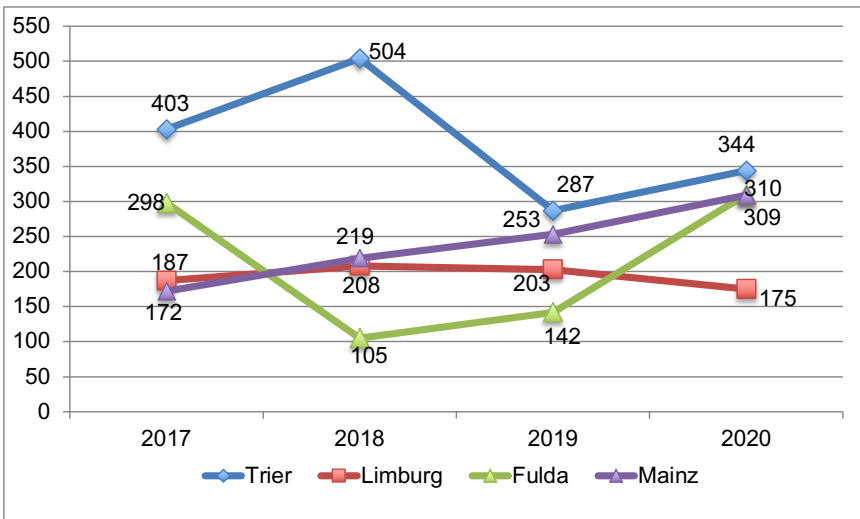
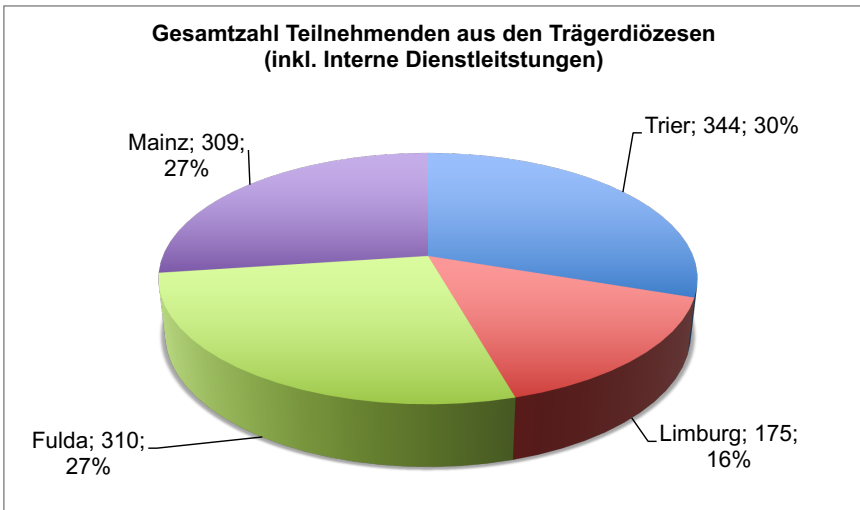


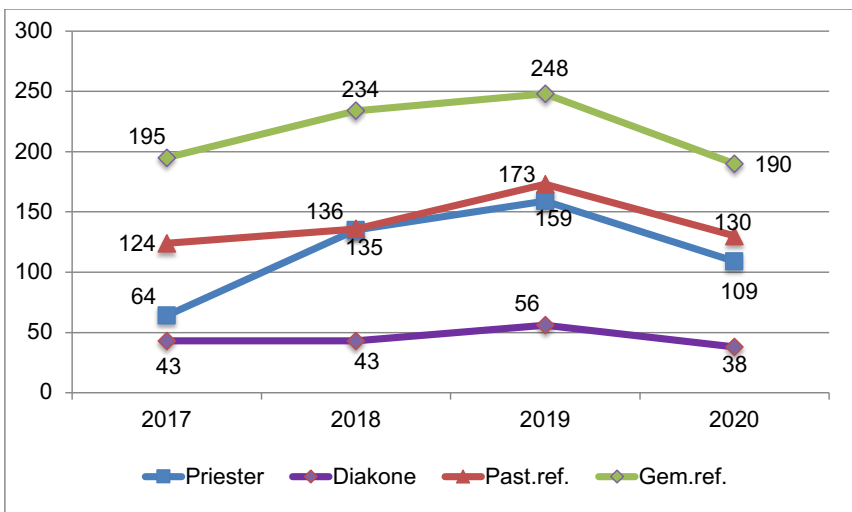
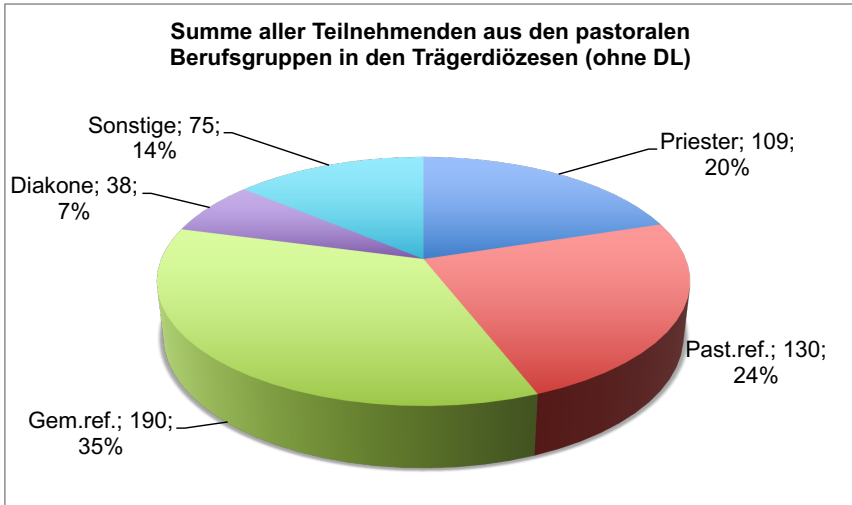
Diagramme 5 und 6



In Fulda ist in 2020 ein signifikanter Anstieg zu beobachten, der zum großen Teil der umfangreichen Beteiligung des TPI am Bistumsprozess geschuldet ist. Im Bistum Limburg ist eine leicht negative Tendenz der Kurve zu beobachten, die aber nicht sehr signifikant ist. Hier ist zu berücksichtigen, dass die Verpflichtung aller Hauptamtlichen zur bistumsinternen Maßnahme „Change-Kurs“ in hohem Maße Fortbildungskapazitäten bindet. Im Bistum Mainz steigt die Zahl der Teilnehmenden an TPI-Veranstaltungen seit 2017 kontinuierlich.

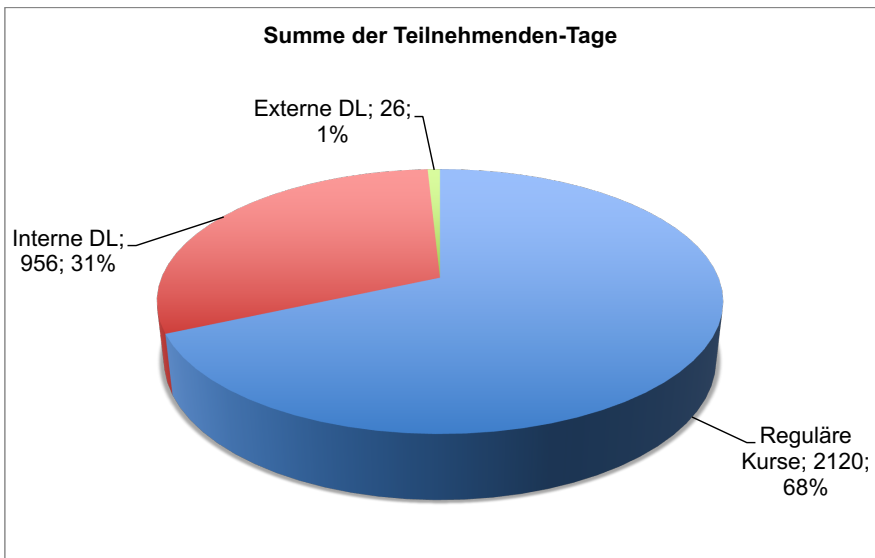
Im Bistum Trier ist die Teilnehmendenzahl in den vergangenen Jahren stark schwankend, was möglicherweise mit der Umsetzung der Diözesansynode zu tun hat. Die höheren Zahlen 2020 verdanken sich auch internen Dienstleistungen.

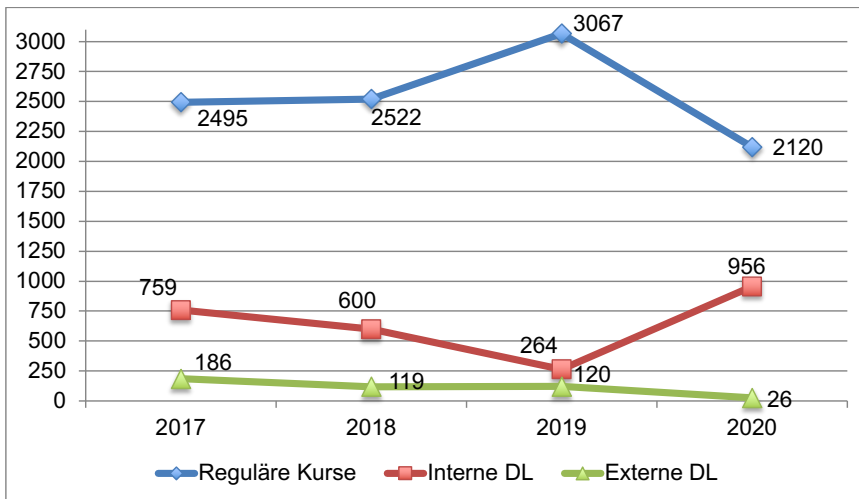
Diagramme 7 und 8



Auch im Jahr 2020 wurden die TPI-Kurse besonders von der Berufsgruppe der Gemeindefereferent-innen frequentiert. Bei den Priestern und Pastoralreferent-innen liegen die Kurven insgesamt relativ nah beieinander. Zu beachten ist, dass wir mit dem dreiteiligen Modulkurs für Priester der Weltkirche und dem Kurs „Leiten zwischen Management und Evangelium“ Kurse im Programm hatten, die ausschließlich für Priester ausgeschrieben waren. Diakone nehmen aufgrund ihres Zivilberufs insgesamt deutlich weniger an Fortbildungen teil, die Beteiligung ist aber recht konstant. Der leichte Rückgang der Teilnehmenden aus allen Berufsgruppen ist der Corona-Pandemie geschuldet. Weil Kurse ausfallen oder verschoben werden mussten, hatten wir weniger Teilnehmende; das Niveau liegt aber noch über den Zahlen von 2017, als insgesamt noch nicht ganz so viele Kurse im Programm waren wie in den folgenden Jahren.

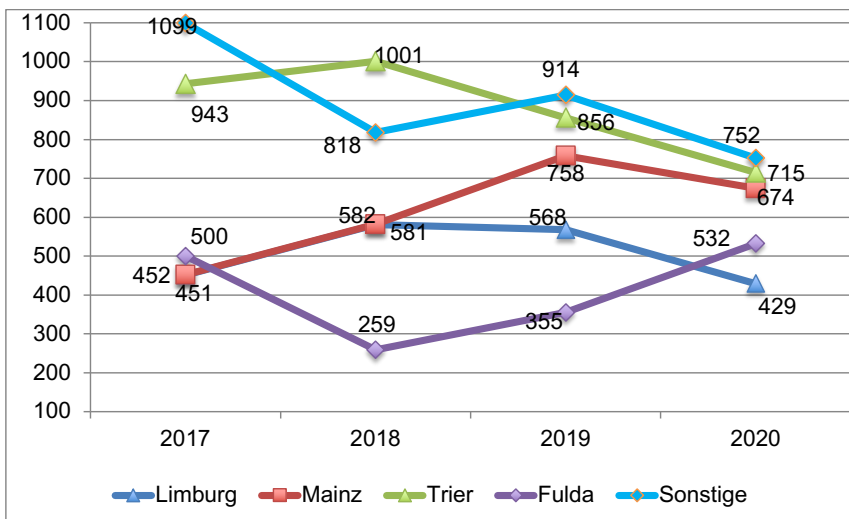
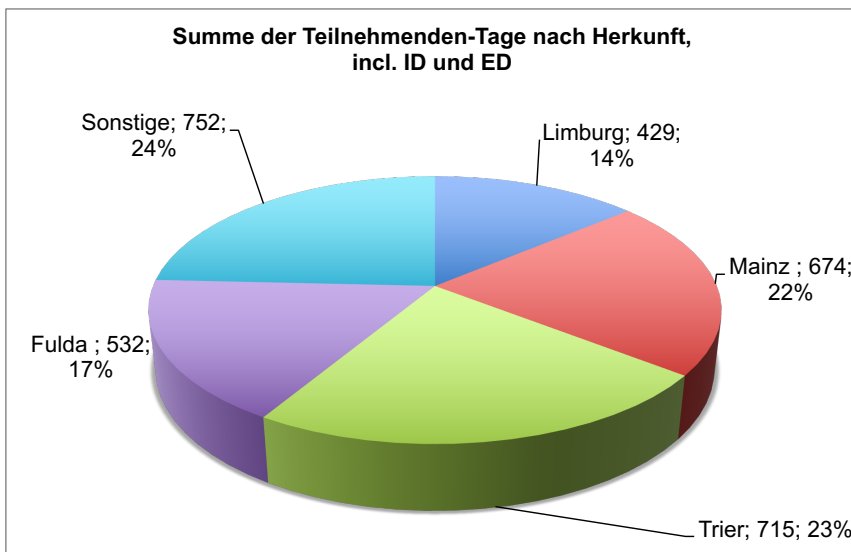
Diagramme 9 und 10





Hier ist noch einmal zu sehen, dass 2020 vergleichsweise viele Personen an internen Dienstleistungen des TPI in und mit den Trägerdiözesen teilgenommen haben. Da diese Maßnahmen zum Teil mit großen Personengruppen durchgeführt wurden, die die übliche Größe der regulären Kurse deutlich übersteigen, zeigt sich dieser Trend bei der Summe der Teilnehmenden-Tage hier noch signifikanter als bei der Summe der Veranstaltungstage in den Diagrammen 1–2.

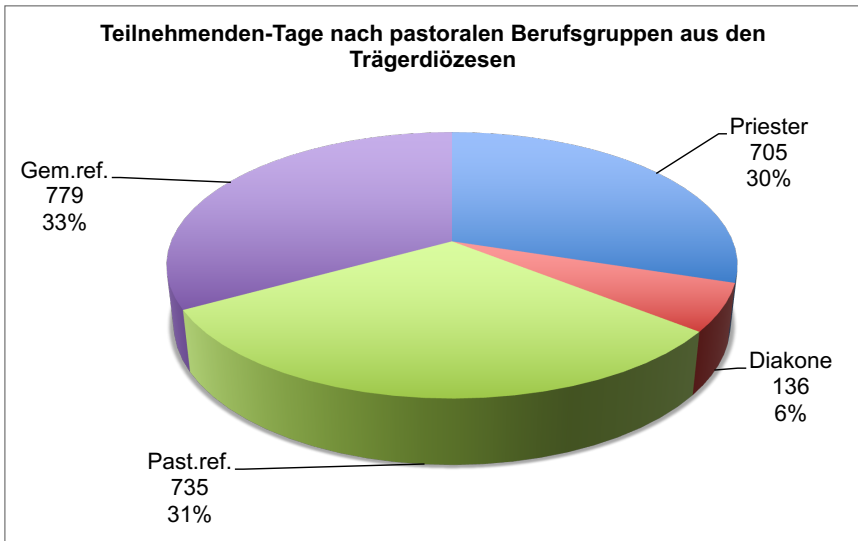
Diagramme 11 und 12

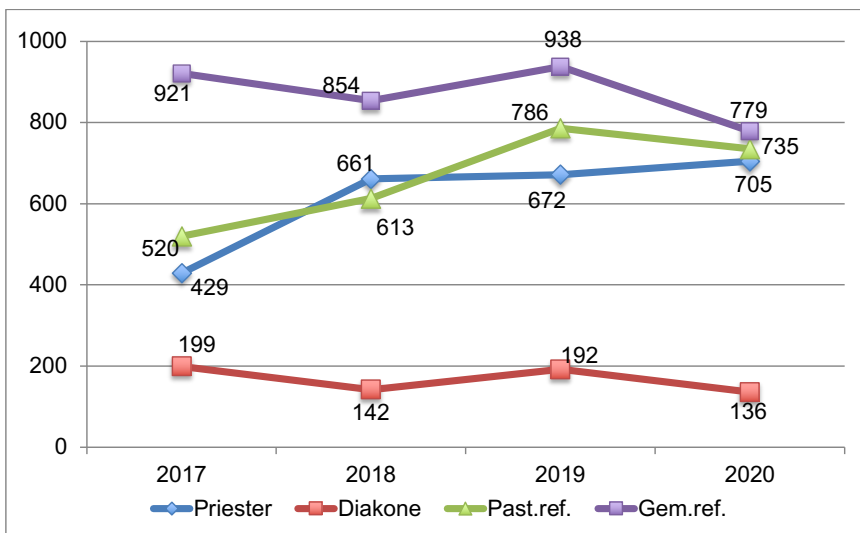


Das Diagramm zeigt, dass aus Mainz und Trier trotz steigender Teilnehmendenzahlen weniger Kurstage besucht wurden. Dies lässt sich sehr wahrscheinlich darauf zurückführen, dass die Teilnehmenden zum Teil eher kürzere Maßnahmen besucht haben. Hier ist auch zu berücksichtigen, dass Kurse, die aufgrund der Corona-Pandemie digital angeboten wurden, meist aufgrund des veränderten Mediums zeitlich gekürzt wurden. Im Bistum

Limburg entspricht die sinkende Zahl der Teilnehmenden den Teilnehmenden-Tagen. Im Bistum Fulda zeigt sich auch hier die Beteiligung des TPI am Bistumsprozess: Da hier dieselben Personengruppen über einen langen Zeitraum hinweg immer dieselbe Maßnahme fortführen, entsteht eine hohe Zahl an Teilnehmenden-Tagen, insbesondere dann, wenn auch die betreffende Gruppe groß ist.

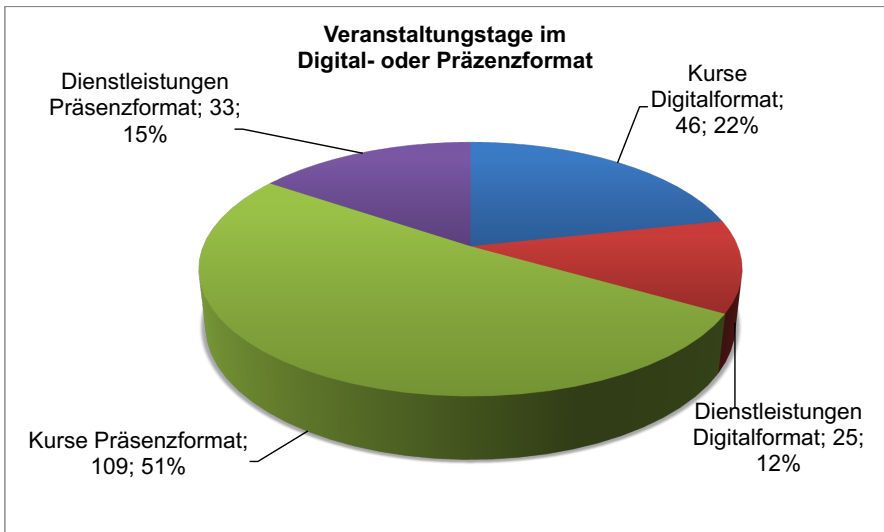
Diagramm 13 und 14





Die Diagramme 13 und 14 zeigen, dass sich die Teilnehmendentage im Jahr 2020 in etwa gleichem Umfang auf die Berufsgruppen Gemeinde referent-innen, Pastoralreferent-innen und Priester verteilen. Da die Teilnehmendenzahl aus den Berufsgruppen aber etwa 2:1 Gemeindereferent-innen gegenüber Pastoralreferent-innen und Priestern beträgt, bedeutet dies, dass letztere an deutlich längeren Maßnahmen teilgenommen haben als Erstere. Zu erwähnen sind auch hier die Kurse, die ausschließlich für Priester angeboten wurden wie der mehrmodulige Kurs für Priester der Weltkirche und der Kurs für Priester in den ersten Dienstjahren. Beides sind Kurse, zu denen die Teilnehmer verpflichtet werden. Hinzu kommt die kontinuierliche Beteiligung des TPI am Bistumsprozess in Fulda, wo Priester in den Fachgruppen gut repräsentiert waren. Jedenfalls haben Stichproben in unseren Intervallkursen ergeben, dass die Gemeindereferent-innen in repräsentativer Zahl an längeren Kursformaten teilgenommen haben, der Rückgang an Teilnehmenden-Tagen also nicht darin begründet liegen kann, dass sie nur noch kürzere Kursformate wahrnehmen.

Diagramm 15



Zwei Drittel unserer Kurse und Dienstleistungen konnten 2020 als Präsenzformate durchgeführt werden, ein Drittel der Kurse und Dienstleistungen fand in einem Digitalformat statt. Auffällig ist, dass bei den Kursen die Digitalformate rund 30% ausmachten, während rund 43 % der Dienstleistungen im Digitalformat stattfanden. Erfahrung (und Forschung) zeigen, dass Digitalformate wesentlich aufwändiger in der Vorbereitung sind, und zwar sowohl bei selbst durchgeführten Kursen wie auch in der Zusammenarbeit mit Referent:innen.

8. Schweigen ist Silber, Erzählen ist Gold. Von der befreienden Deutlichkeit biblischen Erzählens

Igna Kramp CJ

Verschwiegene Geschichten

Verschwiegene Geschichten üben große Macht über diejenigen aus, die sie verschweigen, und denen sie – aus welchen Gründen auch immer – verschwiegen werden, wie folgendes Beispiel zeigt:

„Wann genau die Geschichte meiner Mutter ein Teil von mir wurde, weiß ich nicht, aber ich erinnere mich an einen Morgen, der bestimmt zwanzig Jahre zurückliegt. Ich lag im Bett in unserem Sommerhaus an der schwedischen Ostküste, in Grisslehamn. Das unangenehme Gefühl, das ich beim Aufwachen empfand, ging in eine Art Panik über, es war, als fiel ich in einen Abgrund, und ich wusste nicht, wie weit ich noch fallen würde. Als würden sich ständig weitere Schichten öffnen – ins Bodenlose. Dieses Gefühl kam immer wieder. Es war wortlos übertragen worden, und genau das machte es mir vermutlich so schwer, mich dagegen zu wehren. Ich wurde in etwas hineingezogen, womit ich nicht umgehen konnte; ich konnte es nicht in Worte fassen, aber es war etwas in meiner Mutter, das jetzt in mir war.“¹

So beginnt der schwedische Politiker und Journalist Jens Orback sein Buch „Schatten auf meiner Seele“, in dem er seiner Familiengeschichte am Ende des Zweiten Weltkriegs auf den Grund geht. Er tut es, um dem „Abgrund“, den er an jenem Morgen in seinem Leben entdeckt hat, etwas entgegenzusetzen, und um das familiäre Trauma nicht auch an seine Kinder weiterzugeben. Was war geschehen? Die – auf eine Heilung des Ganzen hin – wichtigste Geschichte war in seiner Familie verschwiegen worden. Sie war so furchtbar, dass die Mutter sie nicht erzählen konnte. Wenn sie erzählte, kam sie immer nur bis zum 13. März 1945, als russische Soldaten in ihr Heimatdorf in Pommern einmarschierten. An diesem zeitlichen Rand begann das Schweigen, in das sie die furchtbaren Erfahrungen mehrfacher Vergewaltigungen hüllte, die sie und andere Frauen erlitten hatten. Das war der Abgrund, der sich aus dem traumatisierten Schweigen heraus im Leben des Sohnes Jens, der später in Schweden geboren worden war, auf einmal auftat. Erst als es möglich war, die Geschichte zu erzählen und aufzuschreiben, verlor der „Abgrund“ seine Macht auf das Leben der nachgeborenen Generationen – und auf die Mutter selbst.

Diese Episode, wie es sie so ähnlich in sehr vielen Familien gibt, zeigt die Bedeutung des Erzählens. Dabei ist signifikant, dass meistens eher die Rettungsgeschichten erzählt werden als die der Gefährdung und des Traumas. Deshalb sind die Lücken in der Erzähltradition in einer Familie meistens besonders aussagekräftig, um ihre Gegenwart zu verstehen. So wie jener „Abbruch“ in der Geschichte der Mutter von Orback am 13. März 1945. Erst wenn es möglich ist, die Lücken zu füllen, beginnt das Verstehen und kann Heilung geschehen.

¹ Jens Orback, Schatten auf meiner Seele. Ein Kriegsenkel entdeckt die Geschichte seiner Familie, Freiburg 2015, S. 9.

Heils- und Unheilsgeschichten in der Bibel

In der Bibel werden auch Rettungsgeschichten erzählt. Das ist eine zentrale Perspektive vieler biblischer Geschichten, man denke etwa an den Exodus oder die Auferstehung Jesu. Anders als in vielen Familiengeschichten wird aber auch die vorherige Bedrängnis nicht verschwiegen. Dabei macht die Bibel auch vor den abgründigsten Geschichten von Gewalt und Zerstörung nicht halt, sondern erinnert sie mit den Rettungsgeschichten, weil deren Bedeutung ohne die vorhergehende Krise nicht zu ermessen ist. Gott wirkt innerhalb der konkreten Geschichte und lässt den Menschen auch dann nicht allein, wenn diese Geschichte furchtbar ist. So reflektiert es das Buch der Weisheit im 2. Jhd. vor Chr. (1,13-16):

¹³Denn Gott hat den Tod nicht gemacht und hat keine Freude am Untergang der Lebenden. ¹⁴Zum Dasein hat er alles geschaffen und heilbringend sind die Geschöpfe der Welt. Kein Gift des Verderbens ist in ihnen, das Reich der Unterwelt hat keine Macht auf der Erde; ¹⁵denn die Gerechtigkeit ist unsterblich. ¹⁶Die Gottlosen aber rufen den Tod mit Taten und Worten herbei und sehnen sich nach ihm wie nach einem Freund; sie schließen einen Bund mit ihm, weil sie es verdienen, ihm zu gehören.

Damit ist zwar die Frage nach dem „Woher“ des Bösen nicht beantwortet, wohl aber Gottes unbedingter Heilswille gegenüber seiner Schöpfung und der Geschichte der Menschen formuliert. Von dieser Perspektive aus können auch die furchtbaren Geschichten erzählt werden, nicht nur die Rettungsgeschichten, weil das Böse nicht dem Willen des Schöpfers entspricht und damit mitsamt seinem ganzen Schrecken in die Vorläufigkeit verwiesen wird. Im theologischen Nachdenken mag diese Thematik bis heute unlösbar sein; die Schrift spricht dennoch im Modus des Vertrauens von ihr.

Solches Vertrauen fällt nicht leicht, was sich heute nicht zuletzt darin zeigt, dass wir uns im Umgang mit den „schrecklichen“ Geschichten in der Bibel schwer tun. Nicht selten werden sie zwar nicht in der Schrift selbst, aber manchmal in der Leseordnung und noch viel mehr in der kirchlichen Verkündigung verschwiegen. Damit aber wird eine Welt geschaffen, die nicht existiert, anstelle in der Welt, die existiert, die Spuren Gottes zu suchen und zu finden. Das ist fatal, denn jeder erlebt auch Schreckliches, oder erfährt es aus seinem Umkreis, oder liest es zumindest in der Zeitung. Wenn es in der kirchlichen Verkündigung nicht gelingt, auch diese Dimension menschlichen Lebens und menschlicher Geschichte mit Gott in Beziehung zu setzen, dann wird der Glaube zu Recht als irrelevant erfahren, weil er einen Gott verkündet, der niemanden rettet, weil er nur im von vornherein Guten zu finden ist.

Die Herausforderung besteht zugegebenermaßen darin, die „schrecklichen“ Geschichten in der Bibel so zu thematisieren, dass das Schreckliche auf Rettung hin durchschaut bzw. sogar kathartisch miterlebt werden kann, was häufig nur im größeren Zusammenhang der Schrift gelingen kann. Dies soll hier am Beispiel von Richter 19 näher erläutert werden.² Am Ende des Richterbuches hat die Geschichte Israels mit seinem Gott einen Tiefpunkt erreicht, ehe

² *Die hier dargestellte Deutung von Richter 19 verdankt sich weithin der Vorlesung von Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ, „Vom Messias erzählen“ im Sommersemester 2014 in Sankt Georgen.*

mit der Herrschaft Sauls und vor allem Davids Rettung geschieht, die dann zur Folie für alle alttestamentlichen messianischen Hoffnungen und ihre neutestamentliche Erfüllung in Jesus Christus wird. Der Tiefpunkt ist wichtig, weil sonst die Relevanz der Rettung überhaupt nicht deutlich wird. Bleibt der Schrecken farblos, bleibt es auch die Rettung.

In Richter 19 wird von einem Leviten erzählt. Er nimmt sich eine „Nebenfrau“, von der allerdings in der Folge gesprochen wird, als wäre sie einfach seine Frau, auch wenn die Bezeichnung „Nebenfrau“ auf eine rechtliche Benachteiligung gegenüber der offenbar vorhandenen „Hauptfrau“ schließen lässt. Die Beziehung ist aber nicht nur von daher prekär, sondern die Frau ist auch so zornig auf ihren Mann, dass sie ihn verlässt und ins Haus ihres Vaters zurückkehrt. Man kann sich fragen, ob an dieser Beziehung überhaupt etwas heil ist – wohl eher nicht – und so geht sie dann auch weiter. Der Mann sucht seine Frau im Hause ihres Vaters auf und wird dort mit orientalischer Gastfreundschaft für mehrere Tage aufgenommen und fast genötigt, immer noch etwas länger zu bleiben. Die Frau scheint wiederum willens, mit ihrem Mann mitzugehen, aber was sie denkt und fühlt, wird überhaupt nicht thematisiert. Schließlich zieht er mit der Frau los, „zum Haus des Herrn“ (19,18 im hebr. Text). Auf dem Weg dorthin will ihn in Gibeon niemand aufnehmen; schließlich nimmt ihn ein alter Mann auf, der wie der Levit aus Efraim kommt und ihm deshalb freundlich gesinnt ist. Was dann geschieht, könnte aus einem Horrorfilm kommen: Die Männer aus Gibeon „übles Gesindel“, umstellen das Haus und fordern die Herausgabe des Gastes, um ihn zu vergewaltigen. Die Szene ähnelt der Geschichte vom Besuch bei Lot in Sodom in Gen 19,1-11, nur dass in Ri 19 keine Engel zu Besuch kommen, die die Angreifer mit Blindheit schlagen, sondern nur der Levit, der kurzerhand seine Nebenfrau den Angreifern zur Vergewaltigung preisgibt. Sie quälen sie die ganze Nacht und lassen sie erst dann gehen. Am Morgen kommt sie zurück und bricht auf der Schwelle des Hauses, in dem ihr Mann zu Gast ist, zusammen. Als er sie schließlich dort findet, sagt er nur, als wäre nichts gewesen: „Steh auf, wir wollen gehen!“ (19,28). Keine Antwort. Die Frau ist tot. Er lädt sie auf seinen Esel, schneidet den Leichnam in zwölf Stücke und schickt sie an die Stämme Israels, um zur Rache an den Männern von Gibeon aufzurufen. Von da aus entspannt sich eine Spirale der Gewalt und des Frevels, die dem Gemetzel am Ende des Nibelungenliedes in nichts nachsteht. All das wird einfach so erzählt. Einfach so? Nein, eigentlich nicht – der Erzähler sendet durchaus Signale an den Leser, wie das Geschehen zu verstehen ist. Gerade der heutige Leser muss da aber ganz schön die Ohren spitzen.

Auffällig ist das Schweigen in der Geschichte. Die Frau spricht überhaupt nicht, und wir erfahren auch nichts über ihre Gedanken und Gefühle, obwohl ihre Flucht ins Elternhaus sehr deutlich zeigt, dass es dazu viel zu sagen gäbe. Auch spricht der Mann die Frau bis zum Schluss der Geschichte nie an. Erst als er sie tot auf der Schwelle findet, wendet er sich erstmals an sie, aber offensichtlich völlig unpassend und zu spät, da sie schon tot ist. Der hebräische Text lautet ganz knapp: „Keine Antwort“. Auch wenn es nicht kommentiert wird, zeigt doch diese absurde Situation, wie unangemessen der Levit sich verhält. Auf diese Weise schreit das Schweigen des Opfers zum Himmel, beredt, als dies mit Worten möglich wäre, ähnlich wie das Blut Abels vom Ackerboden schreit (Gen 4,10).

Zudem ist der Mann ein Levit, also ein jüdischer Priester, der eigentlich in besonderer Weise die Heiligkeit Israels verkörpern sollte, unter anderem dadurch, dass für ihn strengere Forderungen der Tora gelten als für die anderen Stämme Israels. Denn er muss jederzeit kultisch rein sein, um den Dienst am Heiligtum vollziehen zu können. Was er hier tut, ist daher umso schlimmer. Mehr noch: die Geschichte wird von der Wortwahl her so erzählt, dass sein Tun als übelste Perversion des eigentlich geforderten Opferdienstes im Tempel erscheint: Wie das Opfertier im Tempel zerlegt er am Ende seine Frau und verschickt die Teile ihrer Leiche, um seinen persönlichen Rachedurst zu befriedigen, was zu Krieg und nahezu zur Vernichtung des Stammes Benjamin führt. An diesem „Opfer“ stimmt nichts; es ist der Inbegriff der Perversion und damit auch die Verkehrung des levitischen Priestertums, das ja eigentlich zur Heiligung Israels gedacht ist. Hier wird der Erzähler denn auch deutlicher, indem er mit folgendem Vers endet (19,30): „Jeder, der das sah, sagte: So etwas ist noch nie geschehen, so etwas hat man noch nicht erlebt, seit die Söhne Israels aus Ägypten heraufgezogen sind, bis zum heutigen Tag. Denkt nach, beratet und sprecht darüber!“

Als dann aber die Israeliten das Geschehen tatsächlich „besprechen und beraten“, werden ihre Handlungen nicht weniger abgründig, denn sie beschließen, sofort Rache zu nehmen. Das hat der Erzähler mit seiner Aufforderung vermutlich nicht gemeint – es bleibt aber hier noch offen. Deutlicher wird es im weiteren Fortgang der Geschichte, als Israel die drohende Vernichtung Benjamins durch einen Frauenraub verhindern will, der ausgerechnet bei einem Fest zur Ehre Gottes am Heiligtum in Schilo ausgeführt wird. Der Frevel ist ein doppelter, gegen die – wiederum schweigenden – Frauen, die Opfer dieses Raubes werden, aber auch gegen den Gott Israels, zu dessen Ehre sie tanzen. Der Stamm Benjamin besteht durch den Frauenraub physisch fort, hat sich aber in dieser Tat von seinem Gott verabschiedet. Deutlich wird die Bewertung all dieser Taten schließlich im letzten Vers des Richterbuchs: „In jenen Tagen gab es keinen König in Israel; jeder tat, was in seinen eigenen Augen recht war“ (21,25). Damit wird die Epoche der Richter, in der es ja zuerst auch manche charismatische Führungsgestalt gab, als „die königslose, die schreckliche Zeit“, qualifiziert, angesichts des moralischen Abgrunds, der am Ende der Geschichte erreicht ist, mehr als verständlich. Am Zenit des Unheils dämmert aber hier schon auf, was dann in den Samuel- und Königsbüchern erzählt wird und sich als „messianische Linie“ durch die ganze Bibel ziehen wird. Denn ausgerechnet die Orte und Stämme, die hier gar nicht mehr tiefer fallen könnten, sind am Ende die Orte und Stämme, an und mit denen Gott Neues wirkt: Elkana, der Vater Samuels, stammt wie der Levit aus Efraim. Hanna, seine Frau, ist auch eine erniedrigte Frau, die von ihrem Mann aber nicht preisgegeben, sondern besonders geliebt wird und schließlich Samuel, den Propheten, der die Könige salben wird, zur Welt bringt. Saul, der erste „Gesalbte“ des Herrn und König Israels, kommt ausgerechnet aus dem Stamm Benjamin, der am Ende des Richterbuches so sehr gegen Gott frevelt. Auch Bethlehem, die Stadt Davids, und die Jebusiterstadt (Jerusalem) werden bereits in Richter 19 genannt. Damit wird deutlich: Gott ist mit der Gewalt nicht einverstanden. Aber selbst und gerade da, wo Gewalt geschieht, wo sich menschlich gesehen die tiefsten Abgründe auftun, beginnt er Neues, wirkt er noch Heil. Damit wird er als Gott, der rettet, charakterisiert. Die Frau des Leviten bleibt trotzdem stumm, tot und zerstückelt. Das ist sperrig und unbehaglich, fängt

aber unsere allgegenwärtige Lebenserfahrung ein, dass Gott nicht immer einfach rettet. Die Frau des Leviten hält eine Frage offen, die Menschen zu jeder Zeit haben, und die sich auch im Glauben an den rettenden Gott nicht einfach beantworten lässt: Warum wird **dieser** nicht, warum werde **ich** nicht gerettet? Vielleicht lässt sich von dieser offenen Wunde her aber doch eine Linie ziehen zum Opfer Christi, in dem Gott auf Leid und Tod mit der eigenen Hingabe antwortet, auf dass der Mensch im Leid, das ihm nicht erspart wird, im Tod, dem er nicht entgeht, einen liebenden Gefährten findet. In Christus scheut Gott nicht Wunden und Todesleiden, das auch wir tragen. Darin liegt seine Glaubwürdigkeit als Retter.

Bibelerzählen als (Neu-)inszenierung der befreienden Botschaft

Die Bibel verschweigt die verstörenden Geschichten nicht. Das ist erst einmal gut so. Nicht immer wird aber die Botschaft verstanden, denn uns fehlen viele Hörvoraussetzungen, die in der Hörerschaft Israels selbstverständlich vorhanden waren. Auch die Übersetzung zerstört so manche intertextuellen Bezüge. So reagieren wir auf Texte der Bibel, die Gewalt thematisieren, nicht selten ablehnend oder ignorierend. Wenn das, was wir davon verstehen, uns inakzeptabel erscheint, gewinnen wir keinen Zugang. Das hat zum Teil mit unserer Sozialisation zu tun – ein Gott, der denjenigen, die ihn mit lieblosen und fehlerhaften Opfern abspeisen wollen, sagt „Ich werfe euch Scheiße ins Gesicht“ (Mal 2,3 Hebr), macht sich im bürgerlichen Wohnzimmer eher keine Freunde. Es hat aber auch mit Empörung zu tun, die aus einem echten Unrechtsempfinden kommt, aus der Intuition, hier werde Gewalt gutgeheißen oder sogar verherrlicht. Das macht manche Texte, deren Signale für uns in dieser Hinsicht nicht eindeutig sind, heute fast unlesbar oder jedenfalls unvorlesbar. Es macht sie aber nicht unerzählbar. Denn wer die Texte heute neu erzählt, kann sie so erzählen, dass schwierige Stellen – Gewalt ist nur ein Beispiel – nicht missverstanden werden. Es ist möglich und gewollt beim Bibelerzählen, dass emotionale Spuren in die biblische Geschichte hinein gelegt werden, die vom Text her möglich sind und den Zugang zu diesem eröffnen, die aber im wörtlich überlieferten Text nur schwer auszumachen sind. Martina Steinkühler fasst in ihrem Buch „Bibelgeschichten sind Lebensgeschichten“ diese „Hürde“ im Verstehen der biblischen Geschichten ins Bild des verschnürten Päckchens, das erst entknotet und entfaltet werden muss, damit das darin liegende Geschenk sichtbar und erfahrbar wird:

„Kann es sein, dass wir ein Vermittlungsproblem haben? Dass diese Bibelgeschichten wie Geschenke sind, mit verknotetem Geschenkband darum herum – und dass uns die Kunst fehlt, sie zu öffnen? Das ist unser Projekt: die Bibelgeschichten so zu öffnen, dass sich der Deckel hebt. Dass der Gehalt und Geist der Geschichten die Zuhörer heute bewegen und sie begleiten, ihnen Halt und Hoffnung geben und eine neue Perspektive. Mit anderen Worten: Dass der Gott-in-der-Geschichte zum Gott-im-Leben wird. Dazu empfehle ich eine neue Art des Vermittelns – subjektiv, deutlich und offen.“³

³ *Martina Steinkühler, Bibelgeschichten sind Lebensgeschichten. Erzählen in Familie, Gemeinde und Schule, Göttingen 2011, S.10f.*

„Subjektiv, deutlich und offen“ soll die Erzählweise sein. Was heißt das? Subjektiv: Ich erzähle die Geschichte aus einer Rolle heraus, mit all den Gedanken und Gefühlen, die zu der Rolle gehören (könnten), die der Bibeltext ermöglicht, aber nicht thematisiert. Oder ich erzähle die Geschichte als allwissende Erzählerin, mache aber die verschiedenen Erfahrungen, Gedanken und Gefühle der beteiligten Personen stark. Indem ich das tue, „entpacke“ ich gleichsam für die Hörer-innen das Päckchen. Denn sehr häufig wird in der Bibel einfach erzählt, was passiert, aber nicht, wie die einzelnen Beteiligten darauf reagieren oder was sie fühlen. Indem ich ihre Gefühle stark mache, gebe ich den Hörer-innen die Gelegenheit, sich damit zu identifizieren oder abzugrenzen und ihre eigene Lebens- und Gefühlswelt im biblischen Text zu entdecken. Indem ich dies ermögliche, vermeide ich zudem Abwehrreaktionen, die sich gegen einen – mutmaßlichen oder tatsächlichen – Absolutheitsanspruch der biblischen Texte richten und Hörer-innen zu Bemerkungen reizen wie „Das glaube ich nicht!“ oder „Das kann doch gar nicht so gewesen sein!“ Die subjektiv erzählte Geschichte öffnet die Tür zu den Emotionen, über die auch denjenigen ein Zugang möglich ist, die (noch) nicht glauben. Es steht ihnen nämlich frei, die Geschichte glaubend oder nicht glaubend zu hören. Zum subjektiven Erzählen kann ein Bekenntnis gehören. Es steht dem Zuhörer aber frei, ob er dem Erzähler hier folgt oder nicht.

„Deutlich“ meint, dass das biblische Wissen der Erzählerin oder des Erzählers da in die Geschichte mit einfließen sollte, wo Hörer-innen es brauchen, um überhaupt zu der Erzählung Zugang zu bekommen. In der Geschichte von dem Leviten und seiner Nebenfrau in Ri 19 etwa ist wichtig, die Signale im Text erzählerisch stark zu machen, mittels derer das Verhalten des Leviten vom Erzähler gedeutet wird. Es gilt mit modernen Mitteln auszudrücken, was die ursprünglichen Hörer einordnen konnten, der heutige Leser aber nicht: dass hier Gewalt geschildert wird, in die hinein Gott dann im weiteren Verlauf der Geschichte in den Samuelbüchern einen Neuanfang setzt, dass aber der Erzähler die Gewalt keineswegs gut heißt.

„Offen“ meint, dass die Hörer-innen selbst zu ihrer Deutung finden können, dass ihnen Möglichkeiten – ggf. auch verschiedene – angeboten werden, sie aber selbst entscheiden, wie sie die Geschichte verstehen. Dafür muss das Ende der Erzählung offen sein. Das kann beispielsweise geschehen, indem die Geschichte mit einem Bekenntnis endet, oder auch mit einer Frage. Beim Bekenntnis – das im Sinne des ersten Punktes „subjektiv“ ist – kann Hörer oder Hörerin einstimmen oder eine alternative Deutung entwickeln. Bei einer Frage ist von vornherein offen, ob es sich um die „richtige“ Deutung handelt. Auch dazu können sich die Hörer-innen entsprechend verhalten. Beispielsweise kann eine Wundergeschichte mit einem Bekenntnis des Geheilten enden, aber auch mit der Frage eines Zuschauers dieser Tat: Ob da Gott gehandelt hat? Manchmal endet gerade bei Wundergeschichten schon der biblische Text in dieser Offenheit. Als z. B. in Joh 9 die Nachbarn den ehemals Blinden sehen, sagen die einen: „Ist das nicht der Mann, der da saß und bettelte?“ und die anderen: „Nein, er sieht ihm nur ähnlich“ (Joh 9,9). Je nachdem ist ein Wunder oder zumindest eine Heilung vorausgesetzt oder auch nicht. Später sagen die einen im Blick auf Jesus: „Dieser Mensch ist nicht von Gott, weil er den Sabbat nicht hält“, die anderen aber fragen: „Wie kann ein sündiger Mensch solche Zeichen tun?“ (Joh 9,16). Schon die biblischen Erzähler

thematizieren also oft mehrere Reaktionen auf das Geschehen und lassen es damit auch offen für die Entscheidung der Zuhörer-innen. Solche Offenheit lässt die Freiheit, den Sinn der Geschichte selbst zu entdecken. Die Geschichte gewinnt ihren Sinn nicht erst durch das Bekenntnis. Sie hat auch auf der menschlichen Ebene eine Bedeutung, knüpft an die Erfahrungen der Zuhörer-innen an. Jeder hört seine und jede ihre Geschichte. Und doch öffnet gerade das für das Heilige und Unverfügbare in den biblischen Geschichten, das „Mehr“, das über die rein menschliche Erfahrung hinausgeht. Denn indem die Hörer-innen ihre eigene Geschichte in der Geschichte hören, wird ihnen auch der Bezug zu Gott nicht apodiktisch angeboten, sondern liegt auf einmal am Wegrand ihrer ganz persönlichen Erfahrung, so wie Jesus in Joh 21 am Ufer steht, als die Jünger auf dem See fischen oder so wie Jesus in Lk 24 mitgeht, als die zwei nach Emmaus hinausgehen. Er ist in der Geschichte präsent. Wenn sich der Mensch ihm öffnen will, begegnet er ihm. Dazu kann es helfen, die biblischen Geschichten nicht nur vorzulesen, sondern auch neu zu erzählen und die in ihnen schlummernden Emotionen stark zu machen.

9. Erzählen und Erinnern. Handeln angesichts von Missbrauch in der Kirche

Regina Heyder

1. „Geschichten, die zählen“

Unter dieses Motto stellt die 2016 gegründete Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs ihre Arbeit. Die Geschichten, die Betroffene erzählen, stellen die vorrangigen Quellen dar, um „Ausmaß, Art, Ursachen und Folgen“ sexuellen Missbrauchs an Kindern und Jugendlichen zu verstehen. Jede Publikation der Unabhängigen Kommission erscheint unter diesem Titel, und den ersten Bilanzbericht zur Arbeit der Jahre 2016–2019 ergänzt ein zweiter Band mit Berichten von Betroffenen.⁴ Auch das MHG-Folgeprojekt „Betroffene hören, Missbrauch verhindern“ des Bistums Limburg, dessen Ergebnisse im Juni 2020 veröffentlicht wurden, geht dezidiert von den Perspektiven von Betroffenen aus. Ein Teilprojekt fordert, „Erzählräume zu schaffen“, die „Verletzungen und Missbrauch zur Sprache bringen“⁵. Dieser Perspektivwechsel ist nichts weniger als eine Kulturveränderung, denn bis in die jüngste Vergangenheit hinein wurde im Raum der Kirche fast durchgehend der Schutz der Institution vor die Interessen von Betroffenen gestellt. Hinzu kommt eine **testimonial injustice** (Miranda Fricker): Den gut ausgebildeten und zum **inner circle** gehörenden Täter:innen wurde und wird eher geglaubt als Betroffenen, falls sie überhaupt sprechen können.⁶

Die Geschichten von Betroffenen stellen also eine epistemologische Notwendigkeit für die Aufarbeitung von Missbrauch dar: Missbrauchstaten sind per se nicht quellenproduktiv, denn sie geschehen im Geheimen, sind mit wirksamen Redeverboten belegt und sollen keine Spuren hinterlassen, die zu den Täter:innen führen könnten. Oft genug gab oder gibt es in der Institution respektive bei Einzelnen eine Komplizenschaft mit den Täter:innen, indem Akten kirchenrechtskonform vernichtet wurden (vgl. can. 489 § 2 CIC) oder Protokolle kirchenrechtswidrig gar nicht erst angefertigt wurden bzw. nicht an die zuständigen übergeordneten Stellen weitergegeben wurden.

⁴ Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs, Geschichten, die zählen – Bilanzbericht 2019, Bd. 1, Berlin 2019, hier S. 21; Dies. (Hg.), Meine Geschichte – Bilanzbericht 2019, Bd. 2, Berlin 2019. Vgl. auch die „Gemeinsame Erklärung über verbindliche Kriterien und Standards für eine unabhängige Aufarbeitung von sexuellem Missbrauch in der katholischen Kirche in Deutschland“: Sie fordert eine „institutionalisierte Beteiligung Betroffener, ohne die wirkliche Aufarbeitung nicht möglich ist“ (Nr. 1.1).

⁵ Betroffene hören – Missbrauch verhindern. Konsequenzen aus der MHG-Studie im Bistum Limburg. MHG-Folgeprojekt, Limburg 2020, S. 305.

⁶ Ein aussagekräftiges Beispiel für „testimonial injustice“ findet sich in „Aktenvorgang 1“ des Gutachtens von Gercke|Wollschläger zu Pflichtverletzungen von Diözesanverantwortlichen des Erzbistums Köln, Köln 2021. Ein mit einer Untersuchung beauftragter Stadtdechant sprach zuerst mit dem Beschuldigten; außerdem ist die Rede von „einigen vorsichtig befragten Mitbrüdern“. Über die Anzeigerstatterin heißt es in seinem Bericht: „Die Frau, die ich noch sprechen muß, machte keinen unglaubwürdigen Eindruck; allerdings weiß man bei Frauen eben nie!“ In den Akten gibt es keinen Hinweis, dass das Gespräch je geführt wurde (325-331, Zitat 326). „Testimonial injustice“ ist nicht intentional und kann deshalb umso wirkmächtiger sein. Vgl. dazu Miranda Fricker, *Epistemic Injustice. Power and the Ethics of Knowing*, Oxford 2007.

Missbrauchstaten hinterlassen tiefe, lebenslange Spuren bei den Opfern, deren seelische und sexuelle Integrität infam verletzt wurde. Dass Missbrauch scham- und schuldbesetzt ist, macht das Sprechen über das Geschehene so schwer; Betroffene ringen oft um jedes Wort. Jede einzelne Erzählung von Überlebenden erweitert das Verständnis für die traumatisierende Erfahrung durch Missbrauch und bereitet den Boden für weitere Erzählungen.

In diesem Beitrag geht es sowohl um die Bedeutung des Erzählens für die Betroffenen selbst wie auch für die Kirche als Erinnerungsgemeinschaft. Grundlage der Analyse sind Erzählungen von betroffenen Frauen, die als Erwachsene Missbrauch erfahren haben, sowie die publizierten Erinnerungen einer Theologin. Diese Texte verbindet, dass sie von traumatischen Erfahrungen erzählen.

2. Das Unglaubliche glaubhaft machen

„Mir fiel auf, dass alle, die hier geblieben waren, zwar ihre Geschichte erzählten, über das Schreckliche jedoch legte sich Schweigen. Vielleicht fürchteten sie wie ich immer noch einen Dambruch, der die Überlebenskonstruktionen hinwegreißen könnte. Immer musste ja auch ich selbst aufpassen, dass meine Erinnerungen nicht zu intensiv wieder erwachten, sodass ich die Kontrolle über sie behielt. Ich meinte immer noch, mich rechtfertigen zu müssen für das, was ich erlebt hatte. Wie sollte ich Unglaubliches glaubhaft machen? Würden meine Erlebnisse nicht sofort relativiert werden? Es kam mir immer noch so vor, als sei mein Schicksal nichts wert. Die Angst vor verletzenden Reaktionen und dem Unverständnis der anderen war jedenfalls nach wie vor so groß, dass auch ich es vorzog, nichts zu sagen. Wenn das erlittene Unrecht nämlich nicht gesehen und anerkannt wurde, traf mich das oft noch härter als das Unrecht selbst.“ (Elliger, 212)

Die Theologin Katharina Elliger, geboren 1929 in Bauerwitz in Oberschlesien, reflektiert 1999 anlässlich einer Reise in ihre Heimat Oberschlesien ihre eigene Erinnerungs- und Verdrängungsgeschichte an Flucht, Verschleppung und Vertreibung, die sie als junge Frau ab 1944 erlebt hatte. 2004 publizierte sie den eindrücklichen autobiografischen Band „Und tief in der Seele das Ferne. Die Geschichte einer Vertreibung aus Schlesien“. Der Bogen des ersten, ereignisgeschichtlichen Erzählstrangs spannt sich vom „Kinderalltag“ im Krieg bis zur „Zeit danach“. Eine zweite Erzählsequenz gilt „zwei Reisen nach Schlesien“, die sie 1987 – nach wenigen Tagen abgebrochen – und 1999 unternahm. Lange hatte Elliger „Schlesien aus meinem Bewusstsein verdrängt“ (201) und den Kontakt zu Vertriebenen vermieden, hatte materielle Erinnerungsgegenstände entsorgt und ihre Vergangenheit verschwiegen, weil sie schon unmittelbar nach dem Krieg erfahren hatte, dass ihr Sprechen Unverständnis, Missverständnisse oder den Vorwurf zu lügen provoziert hatte. Erst rund 40 Jahre nach den traumatischen Ereignissen, im Alter von knapp 60 Jahren, integrierte sie Schlesien wieder bewusst in ihre Identität: „1986 [...] habe ich den Bann gebrochen und zum ersten Mal ohne Notwendigkeit auf dem Klappentext eines Buches erklärt, dass ich aus Schlesien stamme. Das hat mich viel Mut gekostet, aber nun war ich frei genug, zu meiner Herkunft zu stehen.“ (201)

Die oben zitierte Passage gehört in den Kontext der Reise von 1999 und dem damit verknüpften Nachdenken über die individuelle und kollektive „Erinnerungsgeschichte“. Elliger übernachtete damals mehrfach bei Schwesternkongregationen mit einer deutsch-polnischen Vergangenheit, die am Kriegsende unfassbares Leid erleben mussten. Ihre Gastgeberinnen erzählten minutiös, manchmal mit präzisen Daten, von diesen Ereignissen, aber über „das Schreckliche“ konnten sie nicht sprechen: Die Misshandlungen, Vergewaltigungen mit Todesfolge und Ermordungen, die meist durch russische Soldaten begangen wurden. Die Angst vor Intrusion und Kontrollverlust war zu groß. „Alle Frauen und Mädchen in ihrer Umgebung seien vergewaltigt worden“, erzählt die nach dem Krieg eingetretene Schwester Josefa (210f), doch ihr persönliches Schicksal bleibt in diesem Allgemeinen verborgen. Die Vergewaltigung ist das schambesetzte Tabu im Trauma.

Die Grunddaten der Zwangsmigration aus dem Osten waren in der Bundesrepublik selbstverständlich bekannt. Dennoch hatten die Einzelschicksale von Vertriebenen, ebenso wenig wie jene von Holocaust-Überlebenden, bis in die 1980er Jahre keinen Platz im kommunikativen und kollektiven bundesrepublikanischen Gedächtnis. Dieses „konsensuale Schweigen“ der Gesellschaft ist nach Kien Nghi Ha eine „dominante Machtartikulation“ und verhindert, dass dem individuellen Schicksal Bedeutung zugemessen wird.⁷ Das „Unglaubliche“ bleibt unverstanden und unglaubwürdig, weil der soziale und intellektuelle Resonanzraum fehlt.

Wer erzählt, sagt „ich“, konstruiert eine Identität und beansprucht Bedeutung für die eigenen Erfahrungen. Er-sie macht sich gleichzeitig verletzlich, denn Erzählende machen sich davon abhängig, dass ihnen geglaubt wird; sie hoffen auf Resonanz und auf Zugehörigkeit mit ihrer je konkreten Geschichte. Wer, wie es Elliger lange getan hatte, schweigt, konstruiert ebenfalls eine Identität – dominiert von der Furcht vor verletzenden und ausgrenzenden Reaktionen, die das erlittene Unrecht nochmals verstärken.

Auf frappierende Weise stimmen die Überlegungen Katharina Elligers, oft sogar bis in die Wortwahl hinein, mit jenen Reflexionen überein, die sich in dem Band „Erzählen als Widerstand. Berichte über spirituellen und sexuellen Missbrauch an erwachsenen Frauen in der katholischen Kirche“⁸ finden. 23 Frauen schreiben darin über spirituellen Missbrauch, sexuellen Missbrauch und Machtmissbrauch, den sie selbst als Studentin, Gemeinde- oder Pastoralreferentin, als Familienfrau, als Mitglied von Orden oder geistlichen Gemeinschaften erlitten haben. Nach Jahren und noch häufiger nach Jahrzehnten brechen sie den Bann und berichten unter dem Schutz eines Pseudonyms, was ihnen widerfahren ist, manche zum ersten Mal.

Mehrere Autorinnen lassen die Leserinnen und Leser an ihren Überlegungen teilhaben, weshalb sie nun vom lange Verschwiegenen erzählen. Sie schreiben davon, dass sie sich durch

⁷ Vgl. Kien Nghi Ha, Koloniale Praktiken in wissenschaftlichen Diskursen und der deutschen Integrationspolitik, online: The VOICE Refugee Forum (2006): <http://www.thevoiceforum.org/node/383>.

⁸ Barbara Haslbeck/Regina Heyder/Ute Leimgruber/Dorothee Sandherr-Klemp (Hg.), *Erzählen als Widerstand. Berichte über spirituellen und sexuellen Missbrauch an erwachsenen Frauen in der katholischen Kirche*, Münster 2020.

das Erzählen diesen Teil der eigenen Lebensgeschichte aneignen – im Doppelsinn der Integration einer traumatischen Erfahrung in die eigene Biografie und der Interpretation der eigenen Biografie: „Zu erzählen, was ich erlebt habe, hilft mir dabei, meine Verwirrung zu lösen [...]. Ich beginne, meinem Gefühl wieder mehr zu trauen als den Deutungen durch die Männer der Kirche. Durch das Erzählen wird das Erlebte zu einem wirklichen und lebendigen Teil meines Lebens.“ (Anna Althaus, 40) Die Autorinnen lösen sich von der manipulativen Interpretation ihres Lebens durch die Täter-innen, die omnipräsent ist: In „Erzählen als Widerstand“ gibt es keinen einzigen Beitrag, in dem sexueller Missbrauch nicht mit spirituellem Missbrauch verbunden wäre. Und sie erarbeiten sich eine neue Freiheit. So schreibt Katharina Hoff über ihre Motivation zu erzählen, dass dadurch die Möglichkeit entstehe, „diese schlimmen Erlebnisse [...] als Teil meines Lebens anzunehmen und mich mit der jungen Frau zu identifizieren, die ich damals war. [...] Ebenso wichtig erscheint es mir, mich durch die wachsende Identifikation umso klarer von dem Geschehenen zu distanzieren und ihm nicht länger Macht über mich zu gestatten. [...] Mich begleitet das Wort Jesu: ‚Die Wahrheit wird euch frei machen‘ (Joh 8,32).“ (Hoff, 107)

3. Erinnerungsorte und die Hoffnung auf Resonanz

„Ich ging auf unseren Friedhof zurück [...] Links vom Eingang waren die auf dem Todesmarsch von den deutschen Begleitsoldaten erschossenen Russen in einem Massengrab beigesetzt worden. Nichts, keine Spur mehr davon. [...] Zurück in Bauerwitz wollte ich endlich die Kirche sehen, doch sie war abgeschlossen. Der Pfarrer wohnt immer noch in dem Haus des Chorrektors. Er ließ sich schließlich überreden, uns die Kirche aufzuschließen. [...] Als ich den Pfarrer fragte – wegen der Sprachschwierigkeiten versuchte ich es auf Latein –, ob ich das Kirchenbuch mit meinem Taufregister sehen könnte, antwortete er, Kirchenbücher gebe es erst seit 1946. Sein deutliches Desinteresse ärgerte mich. Was ich zu meiner Freude aber noch fand, war eine Gedenktafel zu Ehren unseres Prälaten, der mich getauft hatte.“ (Elliger, 220, 228f)

Friedhof und Kirche sind, wenig überraschend, für Katharina Elliger bedeutende und sich überlagernde Erinnerungsorte. Elligers Gedenken auf dem Friedhof ist solidarisch und konkret: Sie erinnert sich an die auf dem Todesmarsch von Auschwitz ermordeten russischen Häftlinge. Das ist **Compassion** im Metz'schen Sinne, Anerkennung des Anderen und des Unrechts, das er erlittenen hat – eines Unrechts, das sich fortsetzt, wenn die Spuren seines Leidens vernichtet werden.⁹ So wie das Massengrab aus dem letzten Kriegsjahr fehlen auch die alten Kirchenbücher. Die lapidare Auskunft des Pfarrers, dass sie erst ab 1946 vorhanden seien, erinnert Elliger, ohne dass sie es an dieser Stelle aussprechen müsste, an die Neuorganisation der katholischen Kirche in den Oder-Neiße-Gebieten, die der polnische Kardinal Hlond ab 1945 rücksichtslos durchgesetzt hatte, indem er deutsche Amtsinhaber aus dem Amt drängte und durch polnische Administratoren ersetzte. Mit dieser Auskunft und seiner

⁹ Vgl. Johann Baptist Metz, *Memoria passionis*. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft, Freiburg u.a. 2006; Hille Haker, *Compassion für Gerechtigkeit*, in: *Concilium* 53 (2017), S. 414–423 (in Auseinandersetzung mit Walter Kasper, Johann Baptist Metz und Martha Nussbaum).

demonstrativen Interesselosigkeit spricht der Pfarrer nicht nur dem schlesischen Katholizismus als solchem, sondern auch dem traumatischen Heimatverlust Elligers eine erinnerungswürdige Bedeutung ab. Elliger dagegen hatte sich eine Resonanz auf **ihre** Geschichte an **diesem** Ort erhofft: eine Anerkennung des Unrechts, das ihr geschehen war, und eine Anerkennung ihres ideellen Rechts auf Heimat und Verwurzelung. Weder der Pfarrer noch Elliger selbst hätten damit geaugnet, dass die Kirche in Bauerwitz in mehrfacher und transnationaler Hinsicht Erinnerungsort für Vertreibung und den Verlust von Heimat ist – für die Vertriebenen selbst; für die in Polen verbliebenen schlesischen Katholiken, die 1945 auch religiös das Verbot ihrer Muttersprache hinnehmen mussten; für die aus Ostpolen umgesiedelten, neuen Bewohner von Bauerwitz, für die die Kirche vielleicht zum wichtigsten Zufluchtort wurde. Konkurrierende Erinnerungsgemeinschaften beziehen sich auf diesen Ort, auf dessen Uneindeutigkeit nur durch verstehendes Erinnern und **Compassion** für das je konkrete Leid und Unrecht angemessen reagiert werden kann.

Von sexuellem Missbrauch Betroffene müssen bis heute damit rechnen, dass es keine „Kirchenbücher“ für die Missbrauchstaten gibt, dafür aber umso mehr Strategien, um die Geschichten von Überlebenden abzuwehren. Täter-innenstrategien und Abwehrmechanismen der Umwelt entsprechen sich dabei weitgehend: Leugnung („nie geschehen“), Bagatellisierung, Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Opfers, Täter-Opfer-Umkehr (**victim blaming**), Solidarisierung mit dem Täter („so ein guter“), Relativierung der Verantwortung („die Hand des Bösen“) oder Leugnung der Relevanz.¹⁰ Wenn Betroffene erzählen, dann machen sie sich aufs Neue verletztlich. So sagte beispielsweise die Missbrauchsbeauftragte eines Männerordens zu Ellen Adler, „dass es Missbrauch an erwachsenen Frauen gar nicht geben könne“. Sie „müsse auch die Orden verstehen, die seien wie eine Familie und schützten sich gegenseitig.“ (Adler, 31f) Dem individuellen Schicksal Ellen Adlers steht sie gleichgültig gegenüber, während sie implizit Verständnis für das Vertuschen durch die Gemeinschaft fordert. Häufig stoßen Betroffene auf Desinteresse, das sie von neuem verletzt, verstummen lässt und isoliert: „Ich konnte einfach nicht fassen, dass ein Ordensmann das enorme Vertrauen, das ich in ihn gesetzt habe, so schändlich missbrauchen konnte und mir gegenüber so grausam war. So bin ich erneut verstummt. Das gilt auch später für das Verhalten seiner Mitbrüder. Ich konnte nicht fassen, dass man so platt lügen kann und dass es ihnen völlig egal ist, dass ein Mitbruder ein Menschenleben zerstört hat. [...] Durch all das habe ich meinen Glauben an Gott verloren. [...] Das bedeutet für mich, auch keinen Halt mehr zu haben.“ (Momo Eiche, 63)

Wie viele Betroffene, so haben auch die beiden zitierten Frauen dort eine Resonanz gesucht, wo sie geschädigt wurden, doch das Verhalten der Ordensgemeinschaften ist abwehrend. A priori steht bei Frau Adler fest, dass die Tat gar nicht stattgefunden haben kann und sie unglaubwürdig ist (verstärkt durch die pikante Begründung, der Beschuldigte „stünde nicht auf Frauen“; Adler, 31). Ihre Erzählung soll keine Bedeutung für die Gemeinschaft gewinnen; Resonanz und **Compassion** sind von vornherein ausgeschlossen. In der Erinnerung an den

¹⁰ Vgl. z.B. Judith Herman, Die Narben der Gewalt, Paderborn 2018, hier S. 18; dazu insgesamt Angela Kühner, Kollektive Traumata. Konzepte, Argumente, Perspektiven, Gießen 2007.

erlittenen Missbrauch sind die Frauen damit ebenso isoliert wie in der ursprünglichen Missbrauchssituation selbst; sie finden sich in ähnlichen Macht- und Abhängigkeitskonstellationen wieder. Die ehemalige Ordensfrau Momo Eiche beschreibt, wie der Missbrauch ihre Grundüberzeugungen erschüttert hat (***shattered assumptions***), wobei diese Taten im Raum der Kirche eben nicht nur – einer klassischen Definition der Psychotraumatologie folgend – „Selbst- und Weltverständnis“ nachhaltig erschüttern, sondern fatalerweise auch das Gottesbild.¹¹ Wenn spiritueller Missbrauch eine Anbahnungsstrategie für sexuellen Missbrauch ist, dann ist das traumatische Ereignis nicht nur ein „man made disaster“, sondern darüber hinaus ein „God made disaster“. So hatte auch der Täter Frau Eiche versichert: „Das ist ganz rein, ganz sauber. Gott will dir damit helfen, aber das darf niemand wissen. Das ist unser Geheimnis.“ (Eiche, 59) Missbrauch ist ein Heimatverlust, im Raum der Kirche oft auch in religiöser Hinsicht.

4. Das Unrecht anerkennen und handeln

„Sie [die Polen] dürften doch ihre Kultur mitbringen und nach ihren Vorstellungen leben, denn ihnen gehöre ja jetzt das Land. Irgendwie hatte er Recht, und doch hatte ich plötzlich den Eindruck, er verstehe die Polen besser als mich. [...] Ich habe nicht die neutrale Sicht von Hans. [...] Manchmal wünschte ich mir jemanden, der mir bestätigt, dass alles wirklich so war, und anerkennt, wie schlimm es war. Stattdessen diese endlosen Versuche, mich anderen Menschen verständlich zu machen und letztlich doch damit allein zu sein.“ (Elliger, 231)

Geschehenes Unrecht lässt sich nicht rückgängig machen und es lässt sich nur schwer kommunizieren. Katharina Elliger anerkennt selbstverständlich das Recht der Polen auf die Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie, die zum Zeitpunkt ihrer zweiten Schlesienreise politisch durch die Zwei-plus-Vier-Verträge endgültig als Staatsgrenze zwischen Deutschland und Polen festgelegt war. Was sie sich erhofft, ist keine neutrale, sondern eine solidarische Perspektive; eine Anerkennung der schlimmen Geschehnisse. Stattdessen erfährt sie wiederholt, dass ihr die Last des Sich-verständlich-Machens aufgebürdet wird und dass diese Kommunikationsversuche sie fortgesetzt isolieren.

In „Erzählen als Widerstand“ beschreibt Susanne Gerlass in einem durchaus polemischen Text ähnlich bedrängende Situationen bei der Aufarbeitung ihrer Geschichte. Sie sieht sich einer Kirche gegenüber, die sie mit einer „tür- und fensterlosen Festung“ vergleicht. Im ungleichen Kampf zwischen Institution und Betroffener kann ihre Perspektive nicht in diese Festung eindringen. Die Vertreter der Institution wahren gleichsam Neutralität, indem sie die Gespräche und Themen auf die rechtliche und materielle Ebene beschränken; den

¹¹ Nach der gängigen Definition von Gottfried Fischer und Peter Riedesser ist ein Trauma ein „vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt“ (Dies., Lehrbuch der Psychotraumatologie, München ⁵2020, S. 88).

erhofften „gerechten, menschlich feinfühligem Umgang“, den „guten und empathischen Umgang“ findet Susanne Gerlass nicht (87f).

Alle Forschungen stimmen darin überein, dass für die Bewältigung eines Traumas die Anerkennung des Unrechts als Unrecht sowohl durch die nahe Umgebung wie auch durch die Gesellschaft konstitutiv ist. „Damit das Opfer den Glauben an eine sinnvolle Ordnung der Welt zurückgewinnen kann, muss es die traumatische Erfahrung mit anderen teilen. [...] Der Riss zwischen dem Traumatisierten und der Gesellschaft kann nur gekittet werden, wenn erstens die Gesellschaft das traumatische Ereignis als solches anerkennt und zweitens die Gesellschaft in irgendeiner Form handelt.“ (Judith Herman, 82f)

Vielleicht die umfassendste Weise gesellschaftlichen Anerkennens und Handelns angesichts von Traumata ist das Erinnern an das geschehene Unrecht, weil es über die Trauma-Arbeit professioneller Akteur:innen hinausgeht. Erinnerung ist immer kommunikativ vermittelt und etabliert als eine auf dem Weg der Konsensbildung geformte Erinnerung soziale Zugehörigkeit. Aufdecken und Aufarbeitung von Missbrauch führen notwendig zu der Frage, welche Rolle Einzelne beim Geschehen einnahmen: Waren sie Täter:innen, Opfer, Zuschauer:innen, Unbeteiligte? Betroffene, die das Schweigen brechen, erschüttern damit die Selbstwahrnehmung einer Gruppe und stören bestehende soziale Zugehörigkeiten, denn auch im Zuhören konstituiert sich Identität. Die Erzählungen produzieren konkurrierende Erinnerungsgemeinschaften – in Familien und Organisationen, in Gemeinden und in Gemeinschaften, in der Kirche als ganzer. Um bei der Kirche zu bleiben: Mit dem in der Jugendarbeit außergewöhnlich engagierten Priester oder der charismatischen Ordensfrau verbinden viele Menschen positive Erfahrungen, in die sich die neuen, dunklen Erzählungen nicht einfügen wollen. Für christliche Gemeinschaften respektive die Kirche kann es keine Lösung sein, der Versuchung einer kollektiven Amnesie nachzugeben. Sie würde nicht nur blind für künftigen Missbrauch machen; den Preis würden zudem die aufs Neue isolierten Betroffenen zahlen. Zur Glaubwürdigkeit der Kirche gehört es, öffentlich die Glaubwürdigkeit jener anzuerkennen, denen das Unrecht widerfahren ist.

5. Lernerfahrungen aus „Erzählen als Widerstand“

Erzählungen über traumatische Ereignisse im Kontext von Zwangsmigration unterscheiden sich in einer Hinsicht signifikant von Erzählungen über erlittenen Missbrauch: Auch wenn die Einzelschicksale ausgeblendet wurden, so geschah die Zwangsmigration von Millionen Deutschen aus dem Osten doch unter den Augen der Weltöffentlichkeit und gehörte zu den kollektiven Wissensbeständen in der Bundesrepublik und der DDR. Anders bei Missbrauch, der im Verborgenen geschieht und sowohl durch Täter*innen wie auch gesellschaftlich respektive kirchlich mit einem Tabu belegt ist. „Wer hätte mir geglaubt?“, ist eine Frage, die Betroffene übereinstimmend stellen. Sind die Opfer erwachsene Frauen, dann spitzt sich diese Frage nochmals erheblich zu: Kann es überhaupt Missbrauch an erwachsenen Personen geben? Hätten die betroffene Frauen nicht nein sagen können? Zu oft haben Umfeld oder Verantwortliche keine Vorstellung von den Psychodynamiken sowie Tatkonstellationen und -merkmalen bei Missbrauch an erwachsenen Personen. Hier soll eine

Begriffsbestimmung vorgeschlagen werden, um einer „hermeneutical injustice“ vorzubeugen. Sie ist nach Miranda Fricker ebenso wie „epistemic injustice“ nicht intentional, aber strukturell: Individuen haben geringere Chancen, die eigene Erfahrungen adäquat auszudrücken und folglich verstanden zu werden, wenn Begriffe („concepts“) für ihre Erfahrungen fehlen. Um dieses hier nur angedeutete Konzept der „hermeneutical injustice“ auf die Thematik des Missbrauchs anzuwenden: „Missbrauch in der katholischen Kirche“ lässt als ein wirkmächtiger **frame** vor allem an betroffene Jungen und männliche Jugendliche sowie an Täter denken. Mädchen und noch mehr erwachsene Frauen sind dagegen häufig weder als Betroffene noch als Täterinnen im Blick. Hinzu kommt: Während bei Kindern und Jugendlichen das Kriterium des Alters genügt, um sexuelle Handlungen als Missbrauch zu definieren, ist bei erwachsenen Opfern eine Qualifikation der Konstellationen und Kontexte erforderlich, um einvernehmliche von missbräuchlichen Interaktionen zu unterscheiden. Den Opfern wird nur dann Glauben geschenkt werden, wenn eine zumindest grundsätzliche Verständigung darüber existiert, dass es Missbrauch an Erwachsenen gibt und bei welchen Tatmerkmalen von Missbrauch davon auszugehen ist. Zwei Überlegungen sollen im Folgenden dazu skizziert werden – die Bestimmung dessen, was sexueller und spiritueller Missbrauch ist und der Konstellationen, in denen er stattfindet.

5.1. Sexueller Missbrauch und spiritueller Missbrauch – Begriffsbestimmungen

Die insgesamt 23 Berichte in „Erzählen als Widerstand“ ermöglichen gewissermaßen eine **Grounded Theory** der Phänomene spiritueller und sexueller Missbrauch.¹² Sexueller Missbrauch liegt vor, wenn Täter:innen gegen die sexuelle Selbstbestimmung respektive Integrität und gegen den Willen der Betroffenen agieren (Nichteinverständnislösung), wenn sie körperliche, psychische oder emotionale Gewalt ausüben und ihre Macht- und Autoritätsposition ausnutzen. Analog dazu ist spiritueller Missbrauch ein Handeln gegen die spirituelle Selbstbestimmung und den Willen der Betroffenen, das mit Gewalt und Zwang einhergeht und unter Ausnutzung von Macht- und Autoritätspositionen geschieht. In „Erzählen als Widerstand“ haben Täter:innen beispielsweise konkrete Frömmigkeitspraktiken verboten (gegen die spirituelle Selbstbestimmung), den Begleiteten Lebensentscheidungen wie die Beendigung einer Beziehung und den Eintritt in eine Gemeinschaft aufgedrängt (gegen den Willen), die freie Wahl des Beichtvaters untersagt oder zur Eucharistiefeier auf engstem Raum gezwungen (Zwang) sowie als Vorgesetzte die Trennung von **forum internum** und **forum externum** unterlaufen (Macht- und Autoritätsposition).¹³

¹² Vgl. dazu ausführlicher Haslbeck/Heyder/Leimgruber, Erzählen ist Widerstand. Zur Einführung, in: Haslbeck u. a., Erzählen als Widerstand, S. 13–24.

¹³ Zum spirituellen Missbrauch vgl. Doris Wagner, Spiritueller Missbrauch in der katholischen Kirche, Freiburg 2020; Heinrich Timmerevers/Thomas Arnold (Hg.), Gefährliche Seelenführer? Geistiger und Geistlicher Missbrauch (Herder Thema), Freiburg 2020. Inspirierend und ressourcenorientiert ist die Publikation von Erika Kerstner/Barbara Haslbeck/Annette Buschmann, Damit der Boden wieder trägt. Seelsorge nach sexuellem Missbrauch, Ostfildern 2016.

5.2. Konstellationen

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Erzählungen, dass Missbrauch dort geschieht, wo die Not oder die Sehnsucht am größten sind. Trauer und Überlastung machen ebenso verletzlich wie die Sehnsucht nach geistlicher Erfahrung oder einem Leben in Gemeinschaft. Insbesondere für die **Aufklärung** von sexuellem Missbrauch kann deshalb neben den genannten Begriffsbestimmungen auch der Blick auf spezifische Tatkonstellationen entscheidend sein, die hier systematisiert und ausdrücklich zur Diskussion gestellt werden.

Anfangskonstellationen bei fortgesetztem Missbrauch: Sexueller Missbrauch liegt dann vor, wenn die Anfänge einer sexuellen „Beziehung“ durch **asymmetrische Machtverhältnisse** gekennzeichnet sind, wie sie etwa in dienstlichen Abhängigkeiten, aber auch in einer geistlichen Begleitung gegeben sind.¹⁴ Eine zuvor gute Zusammenarbeit oder ein Vertrauensverhältnis zwischen geistlicher Begleitperson und begleiteter Person wird durch die sexuelle Interaktion missbräuchlich. Anfangskonstellationen können zudem durch eine **besondere biografische Vulnerabilität** der Betroffenen gekennzeichnet sein, wie sie etwa bei Trauer, Einsamkeit, Erschöpfung oder in der Phase des Eintritts in einen Orden oder ein Priesterseminar gegeben ist. Die Verantwortung für die sexuelle Abstinenz tragen in diesen Konstellationen, ähnlich wie in der Psychotherapie, immer die Vorgesetzten, Ausbildungsleitenden oder Begleitpersonen (vgl. § 174 c § 2 StGB).

Einmalige Schädigung: Wenn Frauen **einmalig** geschädigt wurden, dann geschah dies meist in spezifischen Seelsorgesituationen wie Beichte, Brautexamen oder Exerzitien. Die geschilderten Tathergänge lassen vermuten, dass es sich um Mehrfachtäter-innen handelte.

Spirituelle Missbrauch als Anbahnung des sexuellen Missbrauchs: Es ist ein spezifisches Tatmerkmal von sexuellem Missbrauch im Raum der Kirche, dass spiritueller Missbrauch als Groomingstrategie dient und die Machtasymmetrien zwischen Täter-in und Opfer verstärkt. Immer dann, wenn spirituelle Begründungen auf irgendeine Weise sexuelle Interaktionen legitimieren sollen, ist prinzipiell von sexuellem Missbrauch auszugehen – die spirituelle Manipulation ist schließlich nur deshalb zweckdienlich, weil sich die Taten gegen die sexuelle Selbstbestimmung und den Willen der Betroffenen richten.

5.3. Theologie angesichts des Missbrauchs

Die Berichte in „Erzählen als Widerstand“ zeigen ein Weiteres: Die spirituellen oder theologischen Begründungen differieren je nach Konstellation. Beim **Berufungs- und Begleitungsmissbrauch**, um es einmal so zu nennen, sind es insbesondere die Liebe Gottes oder Jesu Christi, der Wille Gottes und der Gott geschuldete Gehorsam, auf die Täter-innen manipulativ rekurrieren und die selbstverständlich bei den Betroffenen eine Resonanz erzeugen. „Der Novizenmeister meinte, dass [...] ich noch nicht so richtig erkennen könne, welches

¹⁴ Vgl. Ordnung für den Umgang mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger und schutz- oder hilfebedürftiger Erwachsener durch Kleriker und sonstige Beschäftigte im kirchlichen Dienst, Nr. 3: „Ein solches besonderes Macht- und/oder Abhängigkeitsverhältnis kann auch im seelsorglichen Kontext gegeben sein oder entstehen.“

Geschenk Gott uns macht mit menschlicher Nähe. [...] Ich lernte einiges über Gehorsam und den Willen Gottes, den es statt meines Willens zu erfüllen gelte.“ (Adler, 30) Eine Betroffene macht sich selbst Illusionen über das „Spiel der sexualisierten Nähe im Kontext der Geistlichen Begleitung“: „Doch, Gott freut sich an Menschen, die Liebe riskieren. [...] Ich rede mir ein, die körperliche Nähe dieses Mannes habe zu tun mit der heilenden und befreienden Liebe Jesu Christi zu mir. Ich erschaffe mir einen spirituellen Überbau, um das alles zu erklären; und er lässt diese Erklärung zu, widerspricht ihr nie.“ (Edith Schwarzländer, 169)

Dort, wo Frauen dagegen *einmalig* zum Opfer verbaler oder physischer sexualisierter Gewalt werden, beziehen sich die Täter immer auf eine frauenfeindliche theologische Geschlechteranthropologie, die weibliche Sexualität abwertet oder einseitig auf ihre reproduktive Funktion beschränkt. Dass diese Auffassungen teilweise auch kulturell sanktioniert waren, macht nichts besser. Charakteristische Tatorte sind das Brautexamen bzw. Ehevorbereitung, Standespredigten, Beichte und Exerzitien: Die Ehefrau müsse „ihrem Mann gegenüber gehorsam sein [...], „wenn er etwas von der Frau will“,“ erfährt Barbara Müller beim Brautexamen im Jahr 1910. Sie bringt 16 Kinder zur Welt, wobei sich die Hebamme dreimal während der Geburt für das Leben der Mutter und gegen das des Kindes entscheidet. Nach dem Zweiten Weltkrieg (re-)traumatisiert die Standespredigt eines Volksmissionars die über 60-jährige Barbara Müller. Er nutzt die räumliche Inszenierung und donnert von der Kanzel über die Köpfe seiner Zuhörerinnen hinweg: „Bittschön, was wär’s denn schon gewesen, wenn die Mutter bei einer Geburt gestorben wäre? (...) Davon wär’ die Welt auch nicht zu Grunde gegangen!“ (Katharina Aufroth, 45)

Die Beichte ist ein weiterer Tatort, an dem Frauen in übergriffigen Beichtdialogen erleben mussten, wie sie von Priestern ohne Kenntnis der persönlichen Lebensumstände auf die Pflicht zum (häufigen) Gebären reduziert wurden. Lisa Schäfer erzählt dazu eine Episode aus dem kommunikativen Gedächtnis ihrer Familie: Ihre Mutter antwortete in der Beichte am Wallfahrtsort auf Nachfrage, dass sie ein Kind habe. Der Pater habe „aufgeregt“ reagiert: „Sie müssten doch mehr Kinder haben! Es müsste zumindest schon wieder eins unterwegs sein!“ (Lisa Schäfer, 161) Ähnliche, zwischen Pastoralmacht und Voyeurismus changierende Beichtdialoge haben bis in die 1960er Jahre hinein ungezählte Male stattgefunden, die Beichtenden als potenzielle Opfer übergriffiger Nachfragen waren gleichsam „austauschbar“. Papst Franziskus hat zu Recht die exklusive moralische Fixierung auf das sechste Gebot in der Beichte als eine Dimension des Klerikalismus angeprangert.¹⁵

Die Autorinnen von „Erzählen als Widerstand“ berichten nicht nur von verbalen sexualisierten Übergriffen, sondern in mehreren Texten auch von brutalen Vergewaltigungen – verübt bei Exerzitien, Einkehrtagen und in der Ehevorbereitung. Theresia Kiebler war auf Exerzitien, „als der Pfarrer und seine Schwester ins Zimmer kamen. Ich musste mich auf das Bett legen, weil sie diesen Teufel in mir austreiben wollten.“ Die Schwester feuerte den Priester bei der Tat an – „Jedes Mal machte er weiter. Dann sprachen sie ein Gebet, gaben mir eine Buße auf

¹⁵ Vgl. „The Sovereignty of the People of God“: The pontiff meets the Jesuits of Mozambique and Madagascar – Gespräch von Papst Franziskus am 5.9.2019 mit 24 Jesuiten aus Mosambik, Simbabwe und Portugal, aufgezeichnet von Antonio Spadaro, in: <https://www.laciviltacattolica.com/the-sovereignty-of-the-people-of-god-the-pontiff-meets-the-jesuits-of-mozambique-and-madagascar/> (17.03.2021).

und verschwanden blitzschnell.“ (Elisabeth Hägele, 99) Saskia Lang wird nach einem Beichtgespräch im Rahmen der Ehevorbereitung vergewaltigt. Sie ist schon als junge Frau durch einen Priester missbraucht worden und mit „patriarchalen Deutungsmustern“¹⁶ weiblicher Sexualität in Berührung gekommen: „Schon sehr früh in meinem Leben lernte ich, dass die Kirche die Frau als Quelle der Sünde ansieht. Immer wieder wurde ich von einem Priester untersucht, um herauszufinden, wo genau diese Quelle sitzt. Dabei benutzte der Priester seinen Penis als Untersuchungsobjekt und zu meiner Reinigung, denn als Frau ‚habe ich das nötig‘.“ (Saskia Lang, 116f) Diese internalisierten patriarchalen Deutungsmuster schwächen Saskia Langs Abwehr im Kontext der Ehevorbereitung, und es ist fatal, dass Täter genau darauf zählen können, dass diese Deutungsmuster bekannt und wirksam sind. Zwar bewegen sich Täter – abgesehen von der letztgenannten Denkfigur, die Frau als Quelle der Sünde¹⁷ – mit ihren Begründungen und Praktiken jenseits der lehramtlichen oder universitären Theologie sowie kirchenrechtlicher und pastoraler Vorschriften, aber sie können doch erschreckend leicht eine in der theologischen Tradition breit vorhandene misogynie Grundtendenz für die persönliche Machtmanifestation, die sexuelle Ausbeutung von Frauen sowie die Abwehr von Aufklärung weiterführen und instrumentalisieren.

Eine zweite Beobachtung: Auch die Autorinnen in „Erzählen als Widerstand“ schreiben nur in Andeutungen oder distanziert-nüchtern über „das Schreckliche“. In Gesprächen nannten einzelne Autorinnen jedoch entwürdigende Details des sexuellen Missbrauchs, die weit über das hinausgehen, was die schriftlichen Beiträge an Vorstellungen evozieren. Betroffene vermuten selbst, dass eine eigene Sprachunfähigkeit bezüglich Sexualität sie zuerst daran hinderte, die Tat abzuwehren und nein zu sagen, und dann verhinderte, den schambesetzten Übergriff zur Anzeige zu bringen bzw. die schlimmsten Details zu offenbaren. Auch daran hat eine kirchliche Sozialisation, die Reinheit und Keuschheit betonte und beim sechsten Gebot alles zur „schweren Sünde“ erklärte, ihren Anteil. Das Sprechen über Sexualität stand – paradoxerweise nur außerhalb des Beichtstuhls und der sexualethischen Unterweisung durch Priester – im Ruf, unkeusch zu sein.

6. Erzählen

In Folge der 2017 entstandenen #MeToo-Bewegung sind zahlreiche weitere Erzählkontexte entstanden, in denen überwiegend Frauen davon berichten, von sexualisierter Gewalt betroffen zu sein – auch in kirchlichen Zusammenhängen. Unter #SilencelsNotSpiritual und #ChurchToo erhoben zahlreiche Frauen aus Gemeinden der Southern Baptist Convention ihre Stimme, die wiederholte häusliche Gewalt erlitten hatten. Pastoren, an die sich ratsuchende Frauen wandten, empfahlen ihnen, den Missbrauch weiter zu ertragen und in ihren Ehen zu verbleiben – unter Verweis auf Eph 5,22–25. In Frankreich sind in den vergangenen

¹⁶ Vgl. Barbara Haslbeck, Haslbeck, Warum haben die Frauen nicht nein gesagt?, in: Erzählen als Widerstand, S. 221–232.

¹⁷ Vgl. dazu schon die innerbiblische Rezeptionsgeschichte von Gen 2f, z. B. Jesus Sirach 25,24 (von einer Frau nahm die Sünde ihren Anfang, ihretwegen müssen wir alle sterben) oder 1 Tim 2,14 („Und nicht Adam wurde verführt, sondern die Frau ließ sich verführen und übertrat das Gebot.“).

Jahren zahlreiche autobiografische Werke von ehemaligen Mitgliedern neuer geistlicher Gemeinschaften publiziert worden, die regelmäßig auf der Homepage der **Association d'aide aux victimes des dérives de mouvements religieux en Europe et à leurs familles** vorgestellt werden (avref.fr). Derzeit gibt es zweifellos einen Kairos für die öffentliche Rezeption solcher Erzählungen. Durch Hashtags, Websites, Publikationen oder öffentliche Hearings entstehen heute neue Erzählgemeinschaften, die Einzelschicksale verbinden, denn „zwei oder drei Zeug-innen“ erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass Betroffenen geglaubt wird und Untersuchungen initiiert werden. Diese Erzählgemeinschaften zeigen zudem, dass die Art und Weise des Missbrauchs immer auch spezifischen kulturellen und konfessionellen Ermöglichungslogiken folgt. Deshalb ist eine Analyse der systemischen Ursachen so unabdingbar.

7. Erinnern

Wenn Betroffene reden, haben sie das Recht, dass ihnen zugehört wird. Selbstverständlich haben sie wie jeder Mensch ebenso das Recht, ihre Geschichte **nicht** zu erzählen oder zu entscheiden, wann der Zeitpunkt des Erzählens gekommen ist und wer ihre Geschichte hören soll. Es gibt deshalb nicht „die Betroffenen“ und schon gar nicht „die Betroffenen **und** die Kirche“, denn Betroffene sind keine identifizierbare Gruppe neben oder jenseits „der Kirche“, sondern in gleicher Weise wie alle Getauften Kirche. Was bedeutet es für die Kirche, wenn in ihr Betroffene die Stimme erheben? Wie kann eine Kirche, der Betroffene, Verantwortliche, Täter-innen und Nichtbetroffene angehören – um einige mögliche Differenzkategorien zu nennen – angemessen auf die Erzählungen von Betroffenen reagieren?

Betroffene, die erzählen, stellen Machtverhältnisse, Wissensbestände und Deutungskompetenzen in der Kirche in Frage. Allein durch den Schweigebruch verlassen sie jene Rolle, die ihnen Täter-innen im Missbrauchsgeschehen zugewiesen haben und die durch Vertuschen oder verschleppte Aufdeckung nochmals verfestigt wurde. Umgekehrt werden aus „Expert*innen“ neu Hörende und Lernende, denn Betroffene konfrontieren Amtsträger und Theolog-innen mit einem neuen, biografischen Wissen, das lange keine Relevanz im theologischen System haben sollte. Zentrum und Peripherie werden anders vermessen. Der verletzte Leib von Betroffenen sexuellen Missbrauchs (und der anderer Opfer von Gewalt) wird der „der urevidente, nicht mehr hintergehbare Ort der Theologie“ (Ottmar Fuchs)¹⁸ – einer Theologie, in der beispielsweise Ekklesiologie und Amtstheologie, aber auch die Hermeneutik der Bibel auf dem Prüfstand stehen.

Dass sexueller Missbrauch in der Mitte der Kirche geschehen ist, gehört heute zum kommunikativen und kollektiven Gedächtnis von Kirche und Öffentlichkeit. Es ist eine unwillkommene Erinnerung, die nicht nur unterschiedliche und vehemente Formen der Abwehr hervorruft, sondern häufig auch Gemeinschaften spaltet. Die Kirche kann sich jedoch ebenso als Ganze, in je konkreten Gemeinden, Gemeinschaften und Bistümern, dezidiert als

¹⁸ Ottmar Fuchs, Privilegiert und schattenreich, in: Pock, Johann (Hg.), Dem Leben auf der Spur. Pastoraltheologie autobiografisch, Paderborn 2015, S. 61–78, hier S. 70.

Erinnerungsgemeinschaft verstehen und bewusst Resonanzräume schaffen für „Geschichten, die zählen“. Erinnern ist dann Handeln: Wenn sich die Kirche dem Geschehenen stellt, sich als solidarische Erinnerungsgemeinschaft über dessen Relevanz verständigt und es bezeugt, dann konstituiert sie ihre Identität ausgehend von „Geschichten, die zählen“. Dieses Erinnern ist Handeln, weil es den Missbrauch beim Namen nennt und das Unrecht als solches identifiziert. Dieses Erinnern ist ein Sich-verändern-Lassen.

8. Statt eines Epilogs – Begegnung in Dobischau

„Ich wollte weiter nach Dobischau. Dorthin hatten wir die Kühe getrieben, bevor uns Marias Vater nach Hause holte und vor der Verschleppung rettete. [...] plötzlich, schon am Dorfende, weitete sich rechts der Blick und ein ungewöhnlich großer Gutshof breitete vor uns aus. Der war es. Hier hatten die vielen hundert Kühe mit ein paar Treiberinnen und den bewaffneten Soldaten gestanden. [...] Hans hörte sich meine Geschichte aufmerksam an – knappe Worte, gemessen an meinen aufgewühlten Gefühlen. Er sagte nichts – was hätte er auch sagen sollen? Er konnte mir nichts abnehmen von der Wucht dieser plötzlichen Erinnerungen. Die musste ich allein aushalten – aber er war ja da.“ (Elliger, 223f)

Mit Wucht überfallen Katharina Elliger die Erinnerungen an ein traumatisches Ereignis, das sie nur in dünnen Worten schildert, ja schildern kann. Leser:innen erfahren, dass sie und ihre Freundin Maria im Heimatort Bauerwitz von einem Polen aufgegriffen wurden und von dort gemeinsam mit anderen gefangenen Frauen eine Herde Kühe ins sieben Kilometer entfernte Dobischau treiben mussten. Dort wurden die beiden Mädchen von Marias Vater auf einem Gutshof vor der Verschleppung gerettet. Die Erinnerungen scheinen kaum kommunizierbar zu sein; Katharina Elliger muss sie „allein aushalten“ und ist gleichzeitig dankbar, dass Hans „da“ ist. Mehr kann er nicht für sie tun, mehr braucht es nicht.

Die Rätsel dieser Episode lösen sich erst in einem weiteren Band, den Katharina Elliger 2015 publiziert hat: „Eingraviert. Reflektierte Erinnerungen an Flucht und Vertreibung aus Schlesien“¹⁹. Darin schreibt sie über eine weitere Schlesienreise im Jahr 2006, die sie mit Erinnerungen an die Heimat und die Ereignisse bei Kriegsende verbindet. Wieder zieht es sie zum Gutshof in Dobroslawitz, das nun mit dem polnischen Ortsnamen bezeichnet wird – „einer meiner dunkelsten Erinnerungsorte“ (16f). In Dobroslawitz interessiert sich ihr Begleiter Reinhard für die Ereignisse an diesem Ort: „Ich konnte es ihm nicht erklären. So was hatte er noch nicht gehört.“ (18) „Wie aus dem Nichts“ kommt in diesem Moment eine Frau auf die beiden zu. Im Gespräch wird klar, dass diese Frau das Schicksal erlitt, das Elliger erspart blieb: Gemeinsam mit rund zwanzig weiteren Frauen musste sie die Kühe von Dobischau bis nach Russland treiben, lebte in einem Lager, verrichtete Zwangsarbeit und kam erst nach Jahren frei. Sie war eine von nur zwei Frauen, die die Verschleppung überlebt hatten und nach Schlesien zurückkehrten.

¹⁹ Münster 2015.

Katharina Elligers Texte sind Worte gegen ihr eigenes Verstummen. Ihre Worte sprechen für sich und sollen diesen Beitrag abschließen:

„Ich starnte sie an und konnte mich nicht mehr bewegen. Da wäre ich auch dabei gewesen ... Unvermittelt drehte sich die Frau um und lief weg. Dabei sagte sie: ‚Das ist ein Wunder, das ist ein Wunder! – Niemand hat mir das geglaubt!‘.

Ich konnte die Frau gut verstehen, denn mir war es ähnlich gegangen. Seitdem ... seitdem die Klasse gelacht und die Deutschlehrerin gemeint hatte: ‚Phantasie ist auch eine Begabung‘, nachdem ich als Kriegserlebnis vom Todesmarsch erzählt hatte, seitdem war ich verstummt. [...] Von da an erzählte ich nichts mehr. Aber später begann ich zu schreiben.“
(Elliger, Eingraviert, 18f und 26)

10. Lessons learned? Versuch einer Zwischenauswertung während der Corona-Pandemie

Christoph Rüdesheim

März 2021. Ein Jahr Corona. Ein Jahr Videokonferenzen, Umplanungen, Neues erfinden. Mit diesem kleinen Artikel möchte ich einen Einblick geben, wie wir als Institut dieses Jahr bewältigt haben. Innerhalb weniger Tage mussten wir den Einstieg in die Digitalisierung, den wir in den vergangenen Jahren bereits vorbereitet hatten, umsetzen. Das erste größere Projekt war ein bundesweiter Studientag zur Kompetenzorientierung. Dazu war es notwendig, eine Videoplattform zu installieren, mit deren Hilfe dieser Studientag technisch umgesetzt werden konnte. Zugleich mussten wir miteinander lernen, wie ein solcher Präsenzstudientag - so war er geplant - in ein Onlineformat transformiert werden kann. Schon in dieser ersten Veranstaltung konnten wir ahnen, dass es keine eins-zu-eins-Umsetzung in einem Format geben kann, sondern dass ein Onlineformat ganz neu erfunden werden muss. Wie kann es gelingen, den Referenten aus der Schweiz gut zur Geltung kommen zu lassen? Welche Tools braucht es, um die Teilnehmenden die Arbeitsergebnisse aus Kleingruppen dokumentiert wiederfinden zu lassen? Welche Plattformen braucht es, um den Teilnehmenden die vielen Links zur Verfügung zu stellen? Wie gelingt es, Kleingruppenarbeit online zu organisieren? Wie kann das Ganze dokumentiert werden? All diese Fragen galt es zu bedenken und daraus ein gutes Format zu kreieren. Die Rückmeldungen aus diesem Studientag haben uns ermutigt, auf dem Weg der Digitalisierung von Veranstaltungen voranzuschreiten. Schon in den ersten Wochen war abzusehen, dass es monatelang dauern würde, erneut in Präsenzformate einsteigen zu können. Diese ersten Wochen waren zudem eine Zeit des intensiven eigenen Lernens. Alle Dozent:innen haben Online-Veranstaltungen zu digitaler Moderation und Beratung bei den verschiedensten Anbietern besucht - von der Heinrich-Böll-Stiftung über Angebote der Evangelischen Kirche bis hin zu Beratungsinstituten wie BTS.

Unsere Aufgabe bestand zu diesem frühen Zeitpunkt vor allem darin, gute Entscheidungen zu treffen, welche Kurse in einer digitalisierten Form stattfinden können, welche Kurse eine Präsenz unbedingt brauchen und deshalb entweder ausfallen müssen oder verschoben werden können. In der Statistik ist ersichtlich, dass etwa ein Drittel aller Kurstage aus dem Jahr 2021 in einem digitalen Format stattgefunden haben. Unterwegs haben wir dabei gelernt, den enorm erhöhten Aufwand, den diese Umplanungen mit sich bringen, auch in der Kurskonzeption mit einzubeziehen. Man kann eben nicht ein gedachtes Präsenzformat einfach in den digitalen Raum übertragen, ohne die didaktische Fragestellung neu zu bedenken und daraus Konsequenzen zu ziehen.

In der Kommunikation mit den Kursteilnehmenden versuchten wir deutlich zu machen, dass es angesichts der nicht zu verändernden Rahmenbedingungen jetzt gute zweitbeste Lösungen braucht, wenn eben ein Zusammenkommen im Tagungshaus nicht möglich ist. Bei den Teilnehmenden stießen wir damit zum Teil durchaus auf

Skepsis. Dabei mussten wir feststellen, dass ein großer Teil der Teilnehmenden, die an den dienstlichen Fortbildungen teilnehmen wollten und sollten, nicht mit dienstlichen digitalen Endgeräten ausgestattet waren, die dies ihnen auch erlaubt hätten. Viele Kolleginnen und Kollegen haben zwar Laptops als dienstliche Geräte, allerdings waren diese Geräte in der Regel nicht mit einer Kamera oder einem Mikrofon ausgestattet. Zum Glück konnten und durften viele für die Fortbildungsveranstaltungen auf private Endgeräte ausweichen, denn ohne diese wäre eine Teilnahme überhaupt nicht möglich gewesen. Ein weiteres Problem zeigte sich schnell: die diözesanen Vorgaben für Videoplattformen fielen in den Trägerdiözesen des TPI durchaus unterschiedlich aus. Während die einen auf Teams oder Webex setzten, präferierten andere Google-Meet oder Big Blue Button etc. Als überdiözesanes Institut mussten wir hier einen eigenen Weg beschreiten, der auf der einen Seite Rücksicht auf diözesane Gegebenheiten nimmt, zugleich aber die eingespielte Kooperation nicht durch die Inkompatibilität der Plattformen gefährdet. Durch den Einsatz der Plattform Zoom war zudem die DSGVO-Konformität gesichert.

Entgrenzung und Grenzen

Diese Erfahrung finden wir gerade im Kontext der Digitalisierung für sehr bedenkenswert. Zum einen bietet das digitale Format eine enorme Entgrenzung an, so dass es ohne großen Aufwand möglich ist an Veranstaltungen weltweit teilnehmen zu können. Viele digital affine Kolleginnen und Kollegen berichten davon, dass sie niemals zuvor in so kurzer Zeit an interessanten Online-Veranstaltungen teilnehmen konnten und ihr persönliches und berufliches Netzwerk enorm erweitert haben. Andererseits werden im gleichen Atemzug neue Grenzen erkennbar. Das Freiheitsversprechen, das in der Digitalisierung liegt, ist zugleich begrenzt einerseits durch die technischen Voraussetzungen, andererseits durch die soziale Zugänglichkeit. Privat digitale Endgeräte, die über einen Internetzugang das weltweite Netz erreichen können, muss man sich auch finanziell leisten können. Zum anderen sind im Medium der Videokonferenzen selbst auch Restriktionen implementiert. Da wird man per Zufallsgenerator in Breakoutsessions gebeamt, die dann sekundengenau wieder geschlossen werden. Das Überziehen von Gruppenarbeitszeiten in präsentischen Veranstaltungen, sei es Ausdruck des Interesses an einem Thema oder stiller Protest gegen die Kursleitung, wird fast unmöglich gemacht. Die wichtigen Gespräche am Rande, beim Essen, auf den Gängen, bei gemeinsamen Spaziergängen, im abendlichen Aufenthaltsraum – sie fehlen ganz vielen und sind in digitalen Formaten nicht so einfach implementierbar.

In einem Videoformat ist es aufgrund der notwendigen sorgfältigen Planung sehr viel schwerer, wirklich prozessorientiert bei den Teilnehmenden zu bleiben und dabei von dem vorgedachten Plan abzuweichen. Das hängt auch damit zusammen, dass in Videokonferenzen die Wortmeldungen aufwändiger sind und mehr Initiative und Mut von den Teilnehmenden erfordern. Das kann auch damit zu tun haben, dass das Kennenlernen, der kreative Austausch zwischendrin und ein ungezwungener Kontakt zur Kursleitung schwerer möglich sind.

Seit einigen Wochen sind in unserer präferierten Videoplattform Zoom auch selbstgewählte Breakouträume möglich – wenn die Teilnehmenden selbst auch die neueren Versionen bei sich installiert haben. Auf diesem Weg ist dann ein kleines Stückchen mehr an Freiheit im Auswählen auch technisch umgesetzt.

Auch ein Jahr nach Beginn der Pandemie ist kein Bemühen auf der Ebene der Bischofskonferenz zu erkennen, gemeinsame technische Lösungen für die Zusammenarbeit zu finden. Eingespielte Kooperationen zwischen einzelnen Diözesen bzw. aller Diözesen auf Bundesebene sind ernsthaft gefährdet, wenn die Inkompatibilitäten weiter aufrecht erhalten werden. Die Entgrenzung des Digitalen endet allzu schnell an den Grenzen der Diözesen und ihren jeweiligen Eigenheiten. Letztlich kann es nicht dabei bleiben, dass Mitarbeitenden die überdiözesane Kooperationsplattform auf diese Weise entzogen wird, indem den einen eine Videoplattform vorgeschrieben wird, die in einer anderen Diözese dezidiert verboten ist. Dass man jeweils bezüglich der technischen Lösung und deren datenschutzrechtlichen Würdigung zu so unterschiedlichen Ergebnissen kommen kann, ist von außen gesehen abstrus. Hier müssen die verantwortlichen Bistumsleitungen zu Vorgaben für die EDV-Systeme kommen, die überdiözesan abgestimmt sind. Ansonsten endet die Entgrenzung des Digitalen schon an der nächsten Bistumsgrenze.

An- und Abmelden

Eine unserer Erfahrungen war: sobald eine Veranstaltung als digital angekündigt war, meldeten sich Teilnehmende ab mit der Begründung, dass sie dafür nicht technisch ausgestattet seien. Andere führten an, dass sie das digitale Format ermüde und sie deshalb von der Anmeldung zurücktreten wollten. Auf der anderen Seite gab es in den Nachwerbungen für die Angebote gezielte Anmeldungen für digitale Formate, weil diese gerade recht kamen. Als ein Beispiel kann hier der Kurs *Lectio divina* dienen. Die kleine Anmeldezahl wurde zunächst durch die Ankündigung der Digitalisierung verringert, andererseits kamen aber über eine erneute Werbung bundesweit Teilnehmende dazu, die dieses Format für sich nutzen wollten.

Ein weiteres Beispiel ist der kürzlich durchgeführte Studientag der Regionalgruppe Bibliolog, der angesichts der Unmöglichkeit einer Präsenzveranstaltung zu einem Videoformat weiterentwickelt wurde: Wie führe ich einen Bibliolog in einem digitalen Format durch?

Statt der erwarteten Zahl von 10-15 Personen meldeten sich weit über 30. Es musste eine Warteliste angelegt werden. Manche zeigten Unverständnis, als sie kurzfristig sich noch anmelden wollten: „Es ist doch egal, ob ich da auch noch zuschauen, ich nehme ja keinem den Stuhl weg.“ Am Tag vorher melden sich Leute wieder ab, weil sie dann doch kurzfristig keine Zeit haben, oder erklären, dass sie eine Stunde später sich zuschalten würden, weil zuvor noch eine andere Verpflichtung anstünde, oder gehen früher aus der Konferenz heraus.

Das digitale Format mit dem einfachen Klick auf den Link oder den Beenden-Button ermöglicht all dies. Hier geht es keinesfalls darum, zu jammern, sondern um einen

realistischen Blick darauf, welche Veränderungen sich zeigen, und damit konstruktiv umzugehen. In der Fortbildung haben wir es mit erwachsenen Menschen zu tun, die in ihrer je eigenen Selbststeuerung sich einbringen. Durch das Wegfallen von aufwändigen Reisezeiten wird es einfacher, die Vielfalt der Angebote zu nutzen und dabei möglicherweise ein Stück der in anderen Zeiten gepflegten Verbindlichkeit zu transformieren in Flexibilität. Darauf gilt es sich einzustellen und damit umzugehen.

Didaktik, Methodik, Haltung

Eine Hypothese vorab: Auf Dauer sind die langweiligsten Kurse im digitalen Format diejenigen, denen man anmerkt, dass sie eine einfache Übertragung aus dem Tagungsraum in den digitalen Raum sind. Diese beiden „Räume“ folgen je einer eigenen Logik, funktionieren je anders. Alleine schon an der anders gelagerten Fokussierung der Wahrnehmungsmöglichkeiten wird plausibel, dass das digitale Format einer gezielten Erweiterung der Sinneskanäle bedarf, um sich nicht in den zweidimensionalen Bildern und verzerrten Tönen zu verlieren und dann (quasi zur Rettung der eigenen Aufmerksamkeitsmöglichkeiten) nebenbei und unterhalb der Beobachtungsmöglichkeiten der Videokamera parallel Mails zu bearbeiten, Homepages zu recherchieren, Spiele zu spielen ...

Es gilt eben, dass die Medien kein Beiwerk zum „Eigentlichen“ sind, sondern sie bestimmen, ermöglichen und begrenzen das fortbildnerische Handeln. Durch sie werden Lernen und Bildung nachhaltig verändert, vor allem in der Situation der Pandemie, in der nicht das sicher schon mannigfaltig etablierte Blended-Learning-Format aus freien Stücken implementiert wird, sondern den durch sie ausgelösten Zwangssituationen geschuldet ist.

Der Kulturwandel ist erst noch einzuholen. Als Kursleitende erfahren wir das etwa in der enorm gesteigerten Komplexität der eigenen Rolle. Wie kann man zugleich Gastgeber-in, Techniker-in, Facilitator-in, Referent-in sein? Die Rollenverschiebung hin zu einer begleitenden und ermöglichenden entspricht dabei durchaus den schon lange im Zuge der Kompetenzorientierung und Ermöglichungsdidaktik (R. Arnold) forcierten Ausrichtung. In diesem Feld sind Fortbildner-innen dann zugleich auch Lernende, was ihnen angesichts der ihnen übertragenen Aufgabe sicher gut ansteht.

Mehraufwand

Kurse im Videoformat haben gegenüber normalen Kursen in Präsenzform einen eindeutig erhöhten Mehraufwand. In diesen digitalen Formaten muss sehr viel genauer geplant werden, weil immer wieder die technischen Erfordernisse mit eingespielt werden, etwa als Breakout-Sessions für Gruppenarbeit, Whiteboard oder andere Collaboration-Tools für die Dokumentation von Ergebnissen, Bildschirmfreigaben für Präsentationen, das punktgenaue Einspielen externer Referentinnen und Referenten über Video.

Der Mehraufwand zahlt sich erst dann aus, wenn Kurse mehrfach durchgeführt werden können. So wurde innerhalb weniger Wochen der Kurs zur digitalen

Glaubenskommunikation „Gott in 1'31“ in ein sehr aufwendiges Format auf der Plattform Conceptboard überführt. Die beiden Referenten nahmen dazu umfangreiche Videos auf und richteten die Plattform so ein, dass die Teilnehmenden sich gut zurechtfinden konnten. Dieser Kurs wurde anschließend auch in anderen Diözesen mit den gleichen Materialien durchgeführt. Der erste Digitalisierungsanstoß erleichterte weitere Kursvorhaben enorm.

Wenn nicht ein ganzer Kurs auf diese Weise ausgerollt werden kann, so können doch zumindest vorbereitete Materialien als Werkstücke / Module in anderen Kontexten wieder aufgegriffen werden.

Aktuell profitieren die beiden Kursleiter des Beerdigungskurses, der Ende April eigentlich in Präsenzform stattfinden sollte, davon, dass sie über Monate an einem zusätzlichen Onlinekurs für den Beerdigungsdienst auf der Lernplattform Moodle des TPI mitgearbeitet haben. Aus diesen Materialien können sie sich jetzt bedienen und einen sicherlich anregenden Kurs für die Teilnehmenden gestalten.

Das Erstellen der Materialien wiederum ist sehr anspruchsvoll. Es gilt sich mit Lernmanagementsystemen vertraut zu machen, neue Fertigkeiten zu erlernen, wie das Besprechen von Powerpointpräsentationen, das Erstellen von Erklärvideos, das Umgehen mit Videokonferenzsystemen.

Alleine die mittlerweile überbordene Vielfalt von hilfreichen digitalen Tools, deren Überprüfung auf ihren didaktischen Wert, ihre Kompatibilität mit der KDSGV, die Tauglichkeit für den Kreis der Teilnehmenden, das eigene Erarbeiten über Hilfeseiten und erklärende YouTube-Videos, so dass die Tools auch den Teilnehmenden nahegebracht werden können – das alles kostet unglaublich viel Zeit und ist stets eine Einladung, sich darin zu verlieren und die eigene Arbeitszeit aus dem Blick zu verlieren.

Dann kann aus der „schönen Digitalisierung“ auch eine fiese Form der Arbeitsverdichtung werden. Diese wird durch die fast durchgängige Praxis des Homeoffice befördert, weil dann nicht die Kolleg-in aus dem Nachbarbüro noch einmal vorbeischaut, weil das Licht noch brennt und ermuntert, doch jetzt mal zu einem Ende zu kommen.

Synchron – asynchron | Online – offline

Digitale Formate ermöglichen es durch das Bereitstellen asynchroner Lernphasen mehr Freiheitsgrade und Gestaltungsmöglichkeiten in der eigenen favorisierten Lernumgebung zu generieren. Gerade in Blended Learning Kursen mit ihrem Wechsel von Online- und Präsenzphase können die Teilnehmenden stärker selbst den Lernweg wählen und Schwerpunkte setzen. Besonders in mehrtägigen Kursen ist es unabdingbar, neben der Begrenzung der Onlinezeiten (hier haben sich Höchstwerte von 2,5-3 Stunden pro Halbtage, unterbrochen von längeren Pausen bewährt) auch asynchrone Elemente einzuführen. Das kann etwa das Lesen eines längeren Textes, das Anschauen eines Videos, ein eingeplanter Spaziergang zur Reflexion sein, deren Zeitpunkt jeweils stärker selbst in einem gewissen Rahmen gewählt werden kann.

Auch hier zeigt sich wieder: von der Kursplanung müssen solche Elemente frühzeitig bedacht, vorbereitet und eingeplant werden. Es zeigt sich, dass es oft günstiger ist, einen längeren Impuls bzw. ein Referat nicht synchron online einzusetzen, sondern die Vielfalt der Gestaltungsmöglichkeiten ein Stück weit auszureizen. Das kann auch dazu führen, dass gezielt Wahlmöglichkeiten zur Verfügung gestellt werden, um die unterschiedlichen Sinneskanäle zu aktivieren und die Teilnehmenden zu animieren, so noch stärker zu Akteuren ihres eigenen Lernwegs zu werden. Hier helfen in guter Weise die Prinzipien der Neurodidaktik weiter, die im Februar 2021 Themenschwerpunkt der Bundeskonferenz der Fortbildner:innen waren.²⁰

Letztlich kann es gelingen, eine größere Angebotsvielfalt zu generieren, die die Andockstellen für eigene Lernprozesse vervielfältigt. Die in der Seelsorge angestrebte Orientierung am Individuum wird so immer mehr auch zum Bestandteil fortbildnerischen Handelns.

Es geht mehr als gedacht!

Am Ende vieler Kurse gab es von Teilnehmern eine Rückmeldung, die uns sehr ermutigt: ich dachte gar nicht, dass der Kurs doch so gut ablaufen würde und ich mich so beteiligen könnte. Es ging doch mehr, als ich vorher dachte. Das zeigt uns, dass doch viele Teilnehmende mit gewissen Vorbehalten in die Kurse gegangen sind, beziehungsweise noch keine guten und ermutigenden Erfahrungen mit Videoformaten machen konnten. Das kann ein guter Ansporn sein, in dem Planen digitaler Formate die Interessen der Teilnehmenden noch viel stärker auszuloten und in die Konzeption einzubinden.

Für die in drei Pilot-Veranstaltungen durchgeführten Kurs „Diakonischer werden - unser Führen und Leiten weiterentwickeln“ des Bistums Trier entwickelte die Leitungsgruppe von Mal zu Mal aus den Rückmeldungen der Teilnehmenden den Kurs weiter, auch durch eine vorgeschaltete Konferenz, in der die Interessen und Beteiligungsmöglichkeiten der Angemeldeten erhoben wurden, damit sie dann auch tatsächlich in den Kurs einfließen konnten. Dass am Ende mehr geht, ist ohne sogfältiges Planen und gezielte Feedbackschleifen kaum zu erreichen.

Vorsicht Risiken! – und Chancen!

Die Arbeitszeitverdichtung war schon Thema. Sie kann in der Pandemie vielfältige Formen annehmen. Der Abbruch eingübter Routinen führt bei den einen zu einem Rückzug und Abwarten, bis ein „Normalzustand“ wieder hergestellt ist, bei anderen gibt es einen Kreativitätsschub, Neues auszuprobieren. Viele Personalverantwortliche beobachten diese Schere, die möglicherweise vorhandene Neigungen deutlicher zum Tragen kommen lässt. Vielfältig ist die Rede von dem Brennglas, das durch die Pandemie in Anschlag gebracht wurde und das latente Strömungen und Haltungen überdeutlich zum Vorschein bringt, bereits zitiert worden. Von einer kaum mehr

²⁰ Vgl. dazu Hütter, F. / Lang, S. M., Neurodidaktik für Trainer. Trainingsmethoden effektiv gestalten nach den neuesten Erkenntnissen der Gehirnforschung, Bonn 2017.

als möglich gedachten Priesterzentrierung in gestreamten Eucharistiefiern bis hin zu partizipativen neuen Formaten, die dezidiert ohne Hauptamtliche auskommen wollen – die Bandbreite ist sehr groß.

Das sogenannte Homeoffice ist noch einmal eigens zu beleuchten. Im Tarifrecht ist die Rede von Telearbeitsplätzen, bei denen eindeutig der Arbeitgeber in der Pflicht ist, für eine entsprechende Ausstattung zu sorgen: vom PC über Schreibtisch, Stuhl, Internet- und Telefonanschluss. Einerseits gelten auch im Homeoffice die gleichen Regeln bezüglich Arbeitszeit, Pausen etc. wie im Büro, andererseits sind diese im Unterschied zum Telearbeitsplatz nicht zum Schutz der Arbeitnehmer überprüfbar. Die Risiken müssen weitgehend die Beschäftigten tragen. Dazu kommt dann auch noch die Nutzung privater Ressourcen (Strom Internet, Wasser) für die Erledigung dienstlicher Aufgaben.

Es wird weiterhin zu beobachten sein, ob das Homeoffice für Alleinstehende die Risiken der Vereinsamung erhöht, ob vermehrt psychische Erkrankungen konstatiert werden müssen, ob sich für Paare und Familien neue Konfliktmöglichkeiten eröffnet haben. Was bedeutet es, über Monate hinweg Homeoffice und Homeschooling miteinander verbinden zu müssen? Sicher ist das Homeoffice nicht die schöne, neue Welt für alle Mitarbeitenden, sondern eben auch mit manchen Risiken behaftet.

Spannend wäre hier zu überlegen, wie die Personalführung auf allen Ebenen sich weiterentwickeln muss, um diesen neuen Formen Rechnung tragen zu können. Aus dem Bereich der Hauptamtlichen ist die ganze Bandbreite der Reaktionsmöglichkeiten in dieser Pandemie offen: Teams, die „auseinanderfliegen“, weil man sich nicht mehr trifft und jeder unkoordiniert an seinem Ende alleine weiterarbeitet; Teams, die sich zusammenfinden und die internen Rollen neu ausloten – oft mit neuen Möglichkeiten für digital affine Kolleginnen und Kollegen.

Für manche ist der Rückzug ins Private der Ausweg aus schwierigen Arbeitssituationen, andere finden kreative Möglichkeiten, Neues auszuprobieren. Risiken und Chancen liegen eng beieinander.

Für die kirchlichen Mitarbeitenden, für die Homeoffice und Teilnahme an Videokonferenzen möglich waren, gehören sicher der Wegfall der Wegzeiten zum Arbeitsplatz und aufwändiger Dienstreisen auf das Habenkonto in dieser Zeit. War es bisher der Normalfall, für eine zweistündige dienstliche Besprechung durchaus ebenso lange Fahrtwege auf sich zu nehmen, so werden wohl zukünftig sehr viel stärker Telefon- und Videokonferenzen dafür genutzt werden.

Das schont auch die gefährdeten Umweltressourcen und den Geldbeutel der Mitarbeitenden, genauso wie die Kostenstellen für Reisekosten in den Ordinariaten und Generalvikariaten.

Lessons learned?

Die Coronapandemie ist ungewollt zu einem Beschleuniger notwendiger Veränderungen im Bereich der kirchlichen Fortbildung geworden. Bereits im TPI-

Jahresbericht 2016 waren diese Entwicklungen vorgezeichnet.²¹ Der enorme Veränderungsimpuls für die Fortbildung führt am Ende dazu, normierende Ideen von Bildungsarbeit hintenan zu stellen, stärker auf selbststeuernde, selbstorganisierte und partizipative Elemente zu setzen und dabei die eigene Rolle ermöglichend und den individuellen und gemeinschaftlichen Lernprozessen dienend zu entwickeln. Dabei gilt es viel Eingefahrenes zu überdenken, mache vertraute Formate zu überprüfen und sich den Risiken zu stellen, die darin liegen.

Voraussetzung wird sein, die Erfahrungen in der Fortbildung während der Pandemie gut auszuwerten. Als TPI sind wir dabei auf das kollegiale Miteinander in den Trägerdiözesen angewiesen. Ob wir in diesen Zeiten etwas nachhaltig gelernt und damit anderes verlernt haben, wird sich noch zeigen müssen. Ein „Augen zu und durch“, ein Aussitzen, um in einen „Normalzustand“ wieder übergehen zu können, wird es jedenfalls nicht geben können. Jegliche Versuchungen in eine solche Richtung sollten abgewehrt werden. Sie wären auch nicht mehr einer Kirchenform angemessen, die sich in disruptiven Erschütterungen wiederfindet. Auf allen Ebenen gilt es zu lernen, wie es geht, wenn ein „weiter so“ nicht mehr geht.

²¹ Rüdeshcim, C., Kirchliche Fortbildung x.0, oder: Was ist die Zukunft der Fortbildung in der nächsten Gesellschaft?, in: TPI-Jahresbericht 2016, 56ff.

**Thesen zur Pastoralen Fortbildung in
Zeiten von Disruption und Transformation**

Am 30. April 2021 hat der Verwaltungsrat Plus des Theologisch-Pastoralen Instituts gemeinsam mit Bischof Dr. Georg Bätzing die folgenden Thesen diskutiert, die von Fortbilder*innen aus den vier TPI-Trägebistümern Fulda, Limburg, Mainz und Trier formuliert wurden.

Die Thesen und Fragen beanspruchen keine Vollständigkeit, sondern wollen mit Beispielen zur Diskussion und zum Nachdenken anregen. Sie sind kein Ausdruck von Resignation oder Verbitterung. Vielmehr sollen sie ein Impuls sein, ausgehend von einer ehrlichen Analyse der gegenwärtigen Situation Perspektiven für die Pastoral und insbesondere die Aus-, Fort- und Weiterbildung in den deutschen Bistümern zu entwickeln.

Da inzwischen mehrfach Interesse an diesen Thesen formuliert wurde, stellen wir sie hier zur Verfügung.

Die katholische Kirche in Deutschland befindet sich in einer Zeit der Disruption mit Abbrüchen auf unterschiedlichen Ebenen, die wir nicht ignorieren oder aussitzen können. Diese Situation stellt auch die pastorale Fort- und Weiterbildung vor Herausforderungen.

Diese Erfahrung der **Disruption** machen wir auf drei Ebenen:

1. Die „äußere Disruption“: Wir können nicht so tun, als sei alles normal

Seit Beginn der Corona-Pandemie wurde vielfach die Vermutung geäußert, dass durch die Corona-Krise gesellschaftliche Entwicklungen und Veränderungsprozesse beschleunigt werden und wie in einem Brennglas verdichtet seien. Diese Beobachtung lässt sich ohne weiteres auf die Pastoral und das kirchliche Leben übertragen.

Auch vielfältige innovative Ideen und gelungene Praxisbeispiele (z. B. zur digitalen Glaubensverkündigung) können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Frage der Relevanz kirchlichen Lebens, insbesondere in den Kirchengemeinden, während der Corona-Krise deutlich zu Tage getreten ist. Die Überalterung der aktiven Gemeindemitglieder wurde

verstärkt sichtbar, wenn es um Risikogruppen ging und viele Konzepte zur Kontaktnachverfolgung wurden letztlich eingestellt, weil der erwartete Andrang in den Gottesdiensten ausblieb. Vor Ort spielten die Kirchengemeinden oft nur eine untergeordnete Rolle, wenn es um konkrete Hilfen zur Bewältigung der Krise ging und die Frage der „Systemrelevanz“ der Kirche wurde (zumindest in der Anfangszeit der Pandemie) unverhohlen gestellt. Dass es selbst für christliche Parteien kein Problem zu sein schien, den Verzicht der Ostergottesdienste zu fordern, war im Frühjahr 2021 ein viel beachtetes Indiz für den schleichenden Relevanzverlust der Kirchen in unserer Gesellschaft.

Der ohnehin deutlich spürbare Rückgang der Kirchensteuereinnahmen verschärft sich durch die Corona-Krise, was in vielen deutschen Bistümern zu finanziellen Problemen und teilweise zu schmerzhaften Einsparprozessen führt. Die Kirche wird sich künftig entscheiden müssen, wofür sie ihre Ressourcen einsetzen kann und will.

Wie nehmen wir diese „äußere Disruption“ wahr? Welche Antwort geben wir auf die Relevanzfrage, die an die Kirche gestellt wird? Welche Aufgabe hat Fortbildung angesichts dieser Situation?

2. Die „innere Disruption“: Wir können nicht so tun, als habe es nichts mit uns zu tun

Die Erkenntnisse zum Ausmaß des sexuellen und geistlichen Missbrauchs in der katholischen Kirche haben zu einem tiefgreifenden Vertrauensverlust in weiten Teilen der Bevölkerung geführt. Zurückgehaltene Gutachten und zögerliche Aufarbeitungen verstärken diese Entwicklung noch und führen aktuell zu langen Wartezeiten für die vielen Austrittswilligen.

Die römische „Klarstellung“ zur Frage der Segnung Homosexueller hat eine andere Dimension, sorgt aber ebenso für Entrüstung und Kopfschütteln bei vielen Menschen. Dass die Verfasser erklären, die Kirche habe keine Vollmacht, Verbindungen sich liebender Menschen des gleichen Geschlechts zu segnen, ist angesichts der vielfältigen offiziell approbierten Segnungsriten des Benediktionale auch für zahlreiche Theologinnen und Theologen nicht nachvollziehbar. Regenbogenfahnen an den Kirchen, Statements in Predigten und den Medien sowie offenes Handeln entgegen der römischen Klarstellung sind die Folge. Die innere Zerrissenheit der katholischen Kirche und das teils unversöhnliche Gegenüber unterschiedlicher Positionen wird hier beispielhaft deutlich.

Die katholische Kirche pluralisiert sich, aber sie tut es in sehr unterschiedlichen Geschwindigkeiten und zum Teil in „unversöhnter Verschiedenheit“. Während hierzulande, etwa im Rahmen des Synodalen Wegs, umfassende Reformen und Veränderungen gefordert werden, gibt es mahnende Worte oder Klarstellungen der römischen Kurie zu Fragen, die in unserer aufgeklärten und freiheitsliebenden Welt als längst beantwortet gelten und die damit die Argumentationsnot vieler Gläubiger und vor allem vieler Hauptamtlicher steigern. Nicht wenige dieser Hauptamtlichen leben ihren Beruf in einer gewissen Schizophrenie und spalten kritische Themen und Fragestellungen ab.

Wie können wir mit den Erfahrungen der „inneren Disruption“ konstruktiv und kreativ umgehen? Wo erscheint sie uns als „Zeichen der Zeit“ und als Anspruch Gottes an seine Kirche? Unterliegen wir nicht in unserer Kirche einer Kontinuitätsfiktion, die wenig mit der Dynamik unseres lebensbejahenden Gottes zu tun hat? Wie gehen wir mit den Themen „Ungleichzeitigkeit“ und Pluralität um? Wie unterstützen wir pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in ihrer persönlichen und fachlichen Auseinandersetzung? Brauchen wir eine Fokussierung auf bestimmte Gruppen? Grenzen wir damit „automatisch“ andere aus?

3. Die „fundamentale Disruption“: Wir können nicht so tun, als sei es nicht bedeutsam

Wir gehen in der Pastoral in der Regel davon aus, dass alle Menschen auf der Suche nach Sinn in ihrem Leben sind. Diesen Sinn des Lebens „übersetzen“ wir als Christen mit Gott und nehmen daher an, dass die Gottesfrage jedem Menschen aufgrund seines Menschseins innewohnt. Im Sinne einer Mäeutik kann es Aufgabe der Seelsorgenden sein, Menschen zu dieser (teilweise verborgenen oder vergessenen) Frage zu führen.

Nun zeigen uns neuere Studien, dass dem postmodernen Menschen in der Regel nichts fehlt, wenn er nicht an Gott glaubt. Viele Zeitgenossen stellen erst gar nicht die Sinn- und erst recht nicht die Gottesfrage. Sie vermissen nichts ohne Gott.

Wenn dies auf Menschen in unserem Kulturkreis zutrifft, müssen wir von einer „fundamentalen Disruption“ ausgehen, denn dann ist nicht nur von einem fundamentalen Abbruch der Kirche, sondern des Gottesglaubens auszugehen.

Welche Folgen hat diese „fundamentale Disruption“ für die Verkündigung und die pastorale Praxis? Welche Kompetenzen brauchen Seelsorgerinnen und Seelsorger angesichts dieser Situation? Wer sind die Adressatinnen und Adressaten ihres Wirkens?

Fulda, Limburg, Mainz und Trier, im Juni 2021